

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1909

6. Dialektmischung

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3067](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3067)

Sechstes Kapitel.

Dialektmischung.

Aus dem, was uns das vorige Kapitel gelehrt hat, erwächst eine neue Aufgabe für die Textkritik: man kann versuchen die homerischen Gedichte so zu drucken, wie sie von der Kommission des Peisistratos aufgeschrieben worden sind. Diese Gestalt des Textes würde dann etwa dem entsprechen, was bei anderen literarischen Werken das ursprüngliche Manuskript des Autors bedeutet. Aber dies gilt nur insofern, als wir es beide Male mit dem Anfangspunkt der schriftlichen Überlieferung zu tun haben. Von hier aus jenseits liegt bei dem Autor nur die eigene vorbereitende Gedankenarbeit, bei Homer eine jahrhundertelange Fortpflanzung in mündlicher Tradition. Darum wäre es doch wieder verkehrt, wenn man hoffen wollte, in einer Wiederherstellung des ältesten athenischen Exemplares nun endlich »den echten« Homer zu haben. Nicht nur durch das alte attische Alphabet, das wir in solchem Texte anwenden müßten, würde das Bild einigermaßen getrübt werden, sondern durch die mangelnde orthographische Genauigkeit, die wir jener Periode haben zusprechen müssen. Solchen Übelständen ließe sich nun wohl dadurch abhelfen, daß man nicht die Niederschrift des 6. Jahrhunderts, wie sie gewesen sein mußte, zur Grundlage nähme, sondern die lautliche Gestalt, in der damals der Inhalt dieser Niederschrift von den Rhapsoden vorgetragen wurde; dabei hätte man den Vorteil, das vollkommnere Alphabet der späteren Zeit und die orthographische Sorgfalt, an die wir selbst gewöhnt sind, anwenden zu können: ε, η und ει würden scharf geschieden sein, die Wahl zwischen παῖς und παίς, εὐφροσύνη und εὐφροσύνη würde dem Bedürfnis des Verses angepaßt sein, keine falschen Kontraktionen würden das Metrum stören. In der Tat war dies das Ziel, das ich mir bei meiner eigenen Ausgabe gesteckt hatte.

Aber stehen bleiben darf die Betrachtung auch hier nicht. Angenommen die Aufgabe wäre reinlich gelöst, so würde der Text immer noch eine reichliche Menge grammatischer Unklarheiten, ja geradezu falscher Formen bieten; denn die Sänger, welche während der letzten Generationen vor Peisistratos die epische Poesie gepflegt hatten, waren selbst über einen Teil der Worte und Formen, deren sie sich bedienten, im unklaren gewesen, weil diese aus einer ihnen fremden Mundart stammten.

Die Dialektmischung, die in der epischen Sprache vorliegt, verlangt von der Wissenschaft ein Doppeltes. Einmal muß abgegrenzt werden, wie weit das Gebiet jeder einzelnen Mundart reicht, welche Erscheinungen der Flexion und der Lautentwicklung als ionisch, welche als äolisch zu gelten haben. Sodann aber erhebt sich die wichtigere Frage, wie die Mischung so verschiedenartiger Elemente zustande gekommen sei. Für beides wollen wir eine Antwort suchen und dabei hier, wo es nur auf die Feststellung der Prinzipien ankommt, einzelne minder häufige und versprengte Vorkommnisse, wie die kyprischen Spuren in manchen Gesängen¹⁾, außer acht lassen. Der große Gegensatz ionischer und äolischer Sprachformen soll uns allein beschäftigen.

I.

Dabei ist es nicht die Absicht, alle äolischen Bestandteile des epischen Dialektes aufzuzählen; an einige besonders deutliche und charakteristische will ich zunächst erinnern, um eine Anschauung von der Art des Dialektes zu geben, dann die bei Homer entscheidenden Merkmale klarstellen, und so der nachfolgenden Untersuchung, wie die Mischung entstanden sei, den Boden bereiten.

Neben ionischem *τέσσαρες* findet sich mehrmals äol. *πίσυρες*, auch in anerkannt jungen Partien der Dichtung, z. B. Ω 233. In *θήρ*, *θηρίον* und den davon abgeleiteten Wörtern herrscht allgemein das ionische *θ*; aber wo von den Kentauren die Rede ist, findet sich zweimal eine andere Form: *φηρσίν* A 268, *φηρας* B 743. Die Kentauren sind in Thessalien zu Hause, und dort sind Eigennamen wie *Φιλόφειρος* (ει nach thessalischer Orthographie für η) mehrfach inschriftlich bezeugt. Thessalisch ist so gut wie gleichbedeutend mit Lesbisch, also gehört der alte Name der Kentauren zu

1) Über diese s. Fick, Die homerische Ilias S. 253 ff. 394. 543.

den äolischen Sprachresten im Epos. Derselbe Austausch der Aspiraten dient an einer Stelle der Odyssee dazu die Lesart zu entscheiden, ρ 221: *ὅς πολλῆς φλιῆσι παραστάς θλίψεται ὄμους*. Daß Zenodot so, mit θ, schrieb, bezeugt Didymos; und daraus hat Ludwig mit Recht geschlossen, daß Aristarch *φλίψεται*, was in zahlreichen Handschriften überliefert ist und als Variante auch bei Eustathios erwähnt wird, bevorzugt habe. Trotzdem hat Ludwig *θλίψεται* in den Text gesetzt, während doch der labiale Anlaut durch die Alliteration an *φλιῆσι* gestützt wird und die Entstehung eines Fehlers viel begreiflicher ist, wenn man das äolische *φλίψεται* als das Ursprüngliche ansetzt, als umgekehrt. — *πολυπάμμονος* haben Δ 433 fast alle Handschriften, nur wenige, darunter der Venetus A, *πολυπάμμονος*; dies würde dorisch sein, während *πολυπάμμονος* die richtige äolische Form ist für gleichbedeutendes ionisches *πολυκτήμμονος*. Auch in Πάμμονα Ω 250 ist derselbe Wortstamm (diesmal in allen Handschriften) erhalten, und versteckt in Πολυπτημονίδαο ω 305, das Cobet in Πολυπαμονίδαο korrigiert hat. Nur in der Einzahl des μ hat er geirrt, sonst ist die Verbesserung schlagend: nicht »Leidenreich« heißt der Vater des Ἀφείδαο, des Verschwenders, sondern »Güterreich«. Die äolische Geminatio des Nasals haben wir auch in ἀργεννός ἐρεβεννός, die immer in dieser Gestalt erscheinen, während bei φαεινός ebenso ausschließlich die ionische Form herrscht. Den gleichen Lautbestand zeigen ἔμμεναι, woneben freilich εἶναι nicht minder häufig ist, und die bekannten Formen der Personalpronomina ἄμμες ὕμμες, ἄμμιν ὕμμιν usw., deren Erwähnung in diesem Zusammenhange eigentlich allein schon ausreichen müßte sie gegen den Uniformierungstrieb der Holländer (s. oben S. 98) zu schützen. — Auf dem Gebiete des Vokalismus ist äolisch das *a* in ὕπαιθα (neben πρόσθε ὕπισθε), das *e* in Θεράτης Ἀλιθέροσης Θερσίλοχος (neben θάρσος θράσος und den davon abgeleiteten Bildungen). Die Vorsilbe ἀρι- lautet äolisch ἐρι-, und beide sind, zwar ohne erkennbares Prinzip, doch in dem Sinne genau verteilt, daß in jeder einzelnen Zusammensetzung immer nur eine von beiden vorkommt: ἀρίγνωτος ἀριδείκτος ἀριπρεπής, aber ἐριαύχενες ἐρίηρες ἐρίβωλος ἐριχυδής. Statt πάρδαλις hat der Venetus A an mehreren Stellen πόρδαλις; die Schreibung mit *a* bevorzugte Aristarch (zu N 403), und so herrscht sie in unseren Ausgaben, auch in der meinigen, mit Unrecht, da das *o* als äolischer Überrest angesehen werden muß. In dem Lexikon des Apollonios

ist die Nachricht erhalten, daß Apion in dem Schwanken zwischen α und o einen Unterschied der Bedeutung zu erkennen meinte. Das ist natürlich falsch; aber die Alten verdienen auch hier unsern Dank, daß sie eine Tatsache, die sie nicht verstanden, gewissenhaft aufbewahrt haben. In andern Fällen haben sie auch richtig geurteilt: daß $\acute{\epsilon}\pi\alpha\sigma\sigma\acute{\upsilon}\tau\epsilon\rho\iota$ äolischen Vokal zeigt, erkannte Herodian (zu A 383: $\text{Αἰολικόν ἐστὶν ἄσσον ἄσσότερος ἄσσότερος, ὡς ὄνομα ὄνομα}$), und für $\acute{\alpha}\mu\omega\delta\iota\varsigma$, $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omega\delta\iota\varsigma$ ist die gleiche Erklärung in den Scholien und bei Eustathios mehrfach überliefert. — Zweifelhafter als die Lautlehre ist für unsern Zweck das Gebiet der Flexion. Denn hier handelt es sich nicht um grundlegende Merkmale, sondern um die Konkurrenz von Typen und Analogien, die nicht ursprünglich auf bestimmte Dialekte beschränkt waren; die, welche in dem einen herrschend geworden sind, können sich vereinzelt auch in andern erhalten haben. Infinitive auf $-\acute{\eta}\mu\epsilon\nu\alpha\iota$ von Verben auf $\acute{\alpha}\omega$ und $\acute{\epsilon}\omega$ (wie $\gamma\acute{o}\eta\mu\epsilon\nu\alpha\iota$ $\phi\iota\lambda\acute{\eta}\mu\epsilon\nu\alpha\iota$) sind wir bei Homer berechtigt für äolisch zu halten, weil diese Flexionsweise (nach Analogie der Verba auf $\mu\iota$) im Lesbischen zur Regel geworden ist; aber weil entsprechend gebildete Formen (so die Partizipia arkad. $\acute{\alpha}\delta\iota\kappa\acute{\eta}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$, lokr. $\acute{\epsilon}\nu\kappa\alpha\lambda\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$, delph. $\pi\omicron\iota\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ u. ä.) gelegentlich auch in andern Mundarten vorkommen, so muß man immer auf den Einwand gefaßt bleiben, es handle sich hier um Reste einer gemeingriechischen Bildung, in denen Homer nur zufällig mit den Lesbiern übereinstimme. Sicher äolisch sind die schon früher (S. 77) erwähnten Beispiele der Deklination des Partiz. Perf. Akt. nach Art des präsentischen, $\kappa\epsilon\lambda\acute{\eta}\gamma\omicron\nu\tau\epsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\lambda\acute{\eta}\gamma\omicron\nu\tau\alpha\varsigma$, die wir durch Korrektur von $\kappa\epsilon\mu\eta\gamma\omega\tilde{\iota}$ $\tau\epsilon\theta\eta\gamma\omega\tilde{\iota}\tau\omicron\varsigma$ u. ä. vermehren müssen. Sie werden noch bei einem späteren Anlaß berührt werden.

Die Grundlage für eine eingehendere Erörterung und genaue Feststellung des äolischen Bestandes bei Homer bildet die vortreffliche Arbeit von Gustav Hinrichs, *De Homericæ elocutionis vestigiis Aeolicis* (Jena 1875), aus der auch im vorstehenden mit geschöpft worden ist. In neuerer Zeit ist manche einzelne Entdeckung hinzugekommen. Felix Solmsen hat, auf ein inschriftlich aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. bezeugtes, übrigens zu zwei Glossen des Hesychios stimmendes $\tau\epsilon\lambda\acute{\omega}\rho\iota\omicron\nu$ gestützt, in scharfsinniger Untersuchung dargetan, daß die entsprechende Form des Wortes mit π äolisch ist, woran sich wichtige Folgerungen schließen in bezug auf $\pi\acute{\epsilon}\lambda\omega$ $\pi\acute{\epsilon}\lambda\omicron\mu\alpha\iota$ neben $\tau\acute{\epsilon}\lambda\lambda\omega$ $\pi\epsilon\rho\iota\tau\acute{\epsilon}\lambda\lambda\omicron\mu\alpha\iota$ (KZ. 34 [1897] S. 536 ff.).

Derselbe Gelehrte deutet das σ in ἀολλής ἀορτήρ als Äolismus, weil gemeingriechisch in der Stammsilbe dieser Wörter nicht σ -, sondern α -Stufe erwartet werden müsse (Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre [1901] S. 285. 292). Äolisch ist der Gebrauch der Patronymika auf $-\iotaος$: Νηλήϊος, Τελαμώνιος, Καπανήϊος υἱός u. a., die noch mehr als jene auf $-\deltaης$ und $-(ων)$ innerhalb des Epos deutlich als etwas Alttertümliches dastehen²⁾. Alle diese Erscheinungen sind an Umfang doch klein im Verhältnis zu drei durchgehenden Zügen, die den Mischcharakter des epischen Dialektes bestimmen: \mathcal{F} , $\bar{\alpha}$ für η , $\kappa\epsilon\nu$.

a) Den alten Grammatikern galt das Vau als »äolischer Buchstabe«, und so wurde es noch bis in die neuere Zeit hinein bezeichnet. Aus den Inschriften lernte man aber, daß es bei vielen griechischen Stämmen (Böotern, Lokrern, Eleern; Argivern, Kretern, Lakedämoniern) lange lebendig gewesen ist; es war also gemeingriechisch und muß auch bei den Vorfahren der Ionier einst gesprochen worden sein. Deshalb nahm man vielfach an, daß es bei Homer nicht ein äolisches Element sondern altionisch sei. Dies war unter anderen die Ansicht von Blaß und Kirchhoff. Das Schwanken im Gebrauch des \mathcal{F} , das wir bei Homer beobachten, könnte an sich auch innerhalb einer und derselben Mundart stattgefunden haben; das beweisen die Beispiele seiner Vernachlässigung, die sich in der rein äolischen Sprache von Sappho und Alkäos finden, hier also wohl auf natürlichem Wege durch allmähliche Abschwächung des Lautes entstanden sein müssen. Bei Alkäos lesen wir: λῦσαι ἄτερ $\mathcal{F}\acute{\epsilon}\theta\epsilon\nu$ (Fr. 11), πρώτιστ' ὑπὸ $\mathcal{F}\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu$ (15), θέλω τι $\mathcal{F}\acute{\epsilon}\iota\pi\eta\nu$ (55), aber andererseits: τὸ δ' ἔργον ἀγήσαιο τέα

2) Telemach, die Freier der Penelope haben überhaupt keine patronymischen Beiwörter; Odysseus in der Ilias nur selten, auch in der Odyssee nicht gerade häufig. Wenn in bezug auf ihn aus diesem Tatbestande der Schluß gezogen wird, *Ulixem non diu ante eorum carminum quae de eo agunt ortum pro homine haberi coeptum esse et Laertem patrem a poetis accepisse*, so zeigt das nur, wie gefährlich solche mythologischen Deutungen, wenn sie einmal ausgesprochen sind, leicht werden. Im übrigen verdient die Dissertation, der dieser Satz (S. 30) entnommen ist, — Wilh. Meyer, *De Homeri patronymicis*, Gottingae 1907 — allen Dank für die vollständige und klare Darlegung der Verhältnisse. Für Beurteilung und Verwertung hat die sachkundige Rezension von Karl Fr. W. Schmidt (BphW. 1907 S. 993 ff.) manches hinzugebracht. Das über Odysseus Gesagte scheint Schmidt zu billigen.

κόρα (14), χεράτω μύρον ἄδω (36), τέγγε πνεύμονας οἴνω (39) usw.; und bei Sappho: καὶ μὴ τι φείπην (28), φέσπερε (95), aber πλάσιον ἄδω φωνεύσας (2), φαέννον εἶδος (3), γάμβρος ἔρχεται ἴσος Ἄρεσι (91) usw. Wenn hier keine Dialektmischung vorliegt, so braucht es auch bei Homer nicht der Fall zu sein. Aber zwei Gründe, die von Fick wiederholt geltend gemacht sind, nötigen uns die Sache anders anzusehen.

1. Nirgends ist in einem ionischen Sprachdenkmal eine sichere Spur des Lautes *f* erhalten. Zwar glaubte man vor zwanzig Jahren eine solche gefunden zu haben in dem Namen *φιφικαρτίδης*, der auf einer naxischen Bustrophedon-Inschrift (Bull. Corr. Hell. XII [1888] p. 463) zu lesen sein sollte; aber nur mit sehr wohlwollender Phantasie war es möglich die Zeichen so zu deuten, die für einen unbefangenen Betrachter nur *Εἰδοκαρτίδης* ergeben konnten. Seit diese Berichtigung in der Praefatio zu meiner Ilias (1890) p. XIII ausgesprochen ist, haben sich denn auch andere durch Autopsie von der Unmöglichkeit des *φιφι-* überzeugt. — Auf den chalkidischen Vasen, die Kirchhoff (Alph.⁴ 124 f.) und nach ihm Kretschmer (Griech. Vaseninschriften [1894] S. 62 ff.) veröffentlicht hat (GDI. 5294. 5295), finden sich die Namen *φῶ*, *Ωφατίης*, *Γαρυφόνης*. Aber Fick (Od. S. 10) hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß der Dialekt dieser Inschriften ein gemischter ist: er zeigt ein *α* in *Γαρυφόνης* und in anderen Namen wie *Χόρα*, *Ναίς*; *α* mit *η* verbunden findet sich in einem später hinzugekommenen Beispiel, der Genetivform *Ἀγασίεφο* d. i. *Ἀγασιλήφο* auf einer protokorinthischen Lekythos (Arch. Anz. 1899 S. 142). Fick verwies auf Thukyd. VI 5, wo erzählt wird, zur Gründung von Himera auf Sizilien hätten sich Bewohner von Zankle und von Syrakus vereinigt, und aus diesem Grunde sei auch die Sprache in der neuen Stadt eine gemischte gewesen (*καὶ φωνὴ μὲν μεταξύ τῆς τε Χαλκιδέων καὶ Δωριδῶς ἐκράθη*). Ob nun Fick deshalb recht hatte anzunehmen, daß jene Vasen aus Himera stammen, ist eine unwesentliche Frage; Mischdialekte sind gewiß auch an andern Orten in Großgriechenland gesprochen worden (vgl. Thuk. VI 4 über Leontinoi). Fest steht jedenfalls, daß diese Mischung, die für einen bestimmten Punkt von Thukydides bezeugt ist, gerade in denjenigen Inschriften chalkidischen Alphabetes, die das *f* haben, vorliegt. Wo die Vokale rein ionisch sind, da bleibt das *f* aus: neben *Ἀθηναίη*, *Νηίδε[ς]* auf einer Amphora aus Caere steht *Γηρούνης*

(GDI. 5298). Danach war Kretschmer doch wohl allzu vorsichtig, wenn er es (Gr. Vaseninschr. 71) zweifelhaft ließ, ob das f der angeführten Namen »aus dem chalkidischen oder aus demselben Dialekt wie das dorische \bar{a} stammt«. Ich meine, solange die Sache so steht, daß solches Beispiel eines ionischen f das einzige sein würde, müssen wir uns für die zweite Seite der Alternative entscheiden³⁾.

Kretschmer sagt weiter, es sei sicher, daß die chalkidische Mundart »zur Zeit der Gründung der campanischen Kolonien »den w -Laut noch besaß; denn Latiner und Etrusker haben von »dort her das Vau-Zeichen in der Bedeutung der labialen Spirans »entlehnt«. Aber wer bürgt uns denn dafür, daß die Römer das chalkidische Alphabet von einer rein ionisch sprechenden Gemeinde bekommen haben? Und wenn das selbst der Fall war, so wird durch das Vorhandensein des Zeichens im Alphabet noch lange nicht bewiesen, daß auch in der Sprache der Laut lebendig war. Daß beides nicht notwendig zusammenfiel, sehen wir gleich bestätigt in einem eigentümlichen orthographischen Versuche, der bei den östlichen Ioniern gemacht worden ist, den Buchstaben f , der durch den Schwund des Lautes frei geworden war, anderweitig zu verwenden. Auf der bekannten naxischen Weihinschrift des 6. Jahrhunderts (IGA. 409 = GDI. 5424) steht $[\tau]o(\bar{o}) \acute{\alpha}f\upsilon\tau o(\bar{o}) \lambda\acute{\iota}\theta o(\upsilon) \epsilon(\bar{i})\mu\acute{\iota}$, und in einem attischen Epigramm etwa derselben Zeit ($\Delta\epsilon\lambda\tau\acute{\iota}\omicron\nu$ $\acute{\alpha}\rho\chi\alpha\iota\omicron\lambda$. 1890, S. 103) $AfYTAP$, d. i. $\alpha\acute{o}\tau\acute{\alpha}\rho$. Blaß und andere haben auch diese Fälle als Beweis für die lange Fortdauer des w -Lautes bei den Ioniern geltend machen wollen. Aber gerade wenn man das Zeichen f zu »mißbräuchlicher und pleonastischer Verwendung« verfügbar hatte, so ist klar, daß man seiner für den graphischen Ausdruck eines lebendigen Lautes nicht mehr bedurfte. So urteilte Fick schon früher. Daß er recht hatte, ist durch den Zusammenhang, in dem das zweite der beiden Beispiele vorkommt, bestätigt worden; denn der ganze Pentameter lautet: $\kappa\alpha\lambda\acute{o}\nu \acute{\iota}\delta\epsilon(\bar{\tau})\nu$, $\acute{\alpha}f\upsilon\tau\acute{\alpha}\rho \Phi\alpha\acute{\iota}\delta\omicron\mu\omicron\varsigma \epsilon(\bar{i})\rho\gamma\acute{\alpha}\sigma\alpha\tau\omicron$.

Wie sehr inlautendes f als wirklicher Laut dem Ionischen fremd war, würden besonders deutlich die Formen des Typus

3) Daran hat die Behandlung desselben Gegenstandes durch Thumb, Zur Geschichte des griechischen Digamma (IF. 9 [1898] S. 294 ff.), nichts geändert. Vgl. meine Kritik seiner Ausführungen, JbA. 112 (1902) S. 64.

ἐυρρεῖος (z. B. Z 508), ἀγακλειῖος (so Hesychios in dem Verse II 738 statt ἀγακλήϊος), ἐυκλειῖας (K 281. φ 331), δεῖος und σπειος (Konjekturen für δεῖους K 376. O 4, σπειους ε 68 u. ö.) zeigen, vorausgesetzt daß diese mit Recht von Brugmann teils verteidigt teils hergestellt worden sind (s. oben S. 79 Anm. 3). Denn wenn in der aus ursprünglichem ε ϕ εσο entstandenen Vokalgruppe εσο die Ionier nicht den zweiten und dritten sondern den ersten und zweiten Vokal kontrahiert haben, so kann das nur geschehen sein, weil sie an der ersten Stelle weniger als an der zweiten die benachbarten Vokale beim Sprechen voneinander abhoben. Das im Innern des Stammes ausgefallene ϕ hätte also in der ionischen Mundart eine geringere Spur hinterlassen als das in der Fuge von Stamm und Endung ausgefallene σ . Für diese Mundart wäre folglich der Schwund des ϕ zwischen Vokalen ebenso sehr eine grundlegende Tatsache, wie der des σ für das Griechische überhaupt. — Brugmanns Theorie ist, worauf schon hingewiesen wurde (S. 104), bei der Spärlichkeit und Unsicherheit altionischer Überlieferung keineswegs über allen Zweifel erhaben. Sollte sie sicheren Bestand gewinnen, so würde damit ein neues und gewichtiges Zeugnis für die Abneigung der Ionier gegen den w -Laut gegeben sein.

2. Auch die Art, in der das ϕ bei Homer erscheint, ist in mehreren Formen eine gerade dem Äolischen charakteristische. Dahin gehören: αὔρουσαν (aus *ἀν-φερουσαν), αὔταχοι (aus *ἄ-φιαχοι, die »zusammenschreienden«), εῖθαδε (von Wurzel σφαδ), δεύω und δεύομαι (»ermangeln«) u. ä. Von diesen Formen gibt auch Blau (I 83) zu, daß sie »äolisches αυ, ευ« haben; ihr Vokalismus erinnert an den der bekannten lesbischen: χεύω, φαῦος, εὔιδον. Dagegen hat Wilhelm Schulze (Qe. 55 sqq.) nachzuweisen gesucht, daß das υ in den homerischen Beispielen nicht äolisch und dem in χεύω φαῦος nur scheinbar ähnlich sei. Er fragt: wenn man δεύομαι aus *δεφομαι ableite, warum denn niemals *ρέύω χεύω (aus *ρέφω *χέφω) bei Homer vorkämen, sondern immer nur ρέω χέω? Eine Stütze finde die falsche Ansicht in der durch Brugmann vertretenen etymologischen Verbindung zwischen δεύομαι und δεύτερος »abstehend von, nachfolgend«; sobald man sich entschließe beide Worte zu trennen und δεύτερος zu W. du (vgl. δύο) zu stellen, so werde es möglich, für δεύομαι eine Wurzel δευσ anzusetzen, die mit dem Präfix δυσ verwandt sei, und dann könne man für die Erklärung des υ in δεύομαι der äolischen Ableitung

entraten. All diese Folgerungen sind natürlich für sich richtig. Aber höchst anfechtbar ist der Ausgangspunkt, die Zerreißung von *δεύομαι* und *δεύτερος*; namentlich der zugehörige Superlativ *δέυτατος* zeigt klar die angenommene Grundbedeutung: »am meisten fernstehend«. Bleiben wir also mit Brugmann (Griech. Gramm.³ [1900] § 233) bei dieser Etymologie, so ist das *υ* von *δεύομαι* allerdings nur aus dem Äolischen zu erklären⁴); wenn daneben *δέω* und *χέω* als nicht-äolische Formen herrschen, so ist das dieselbe Laune des Mischdialektes, die wir in *φαινώς* neben *ἀργεννώς* kennen gelernt haben. — Die von Schulze versuchte Beweisführung läßt sich sogar gegen ihn selbst kehren. Er scheidet hom. **εὔαδε* von lesb. *εὔιδε*, weil das eine aus **ε̣̌φι̣δε* das andre aus **ε̣̌σφα̣δε*, **ε̣̌σφα̣δε* entstanden ist, und erweckt so den Eindruck, als ob das *υ* in *εὔαδε* mit der lesbischen Vokalisierung des *φ* nichts zu tun habe. Aber wenn die Lautgruppe *εσφ* innerhalb des Ionischen regelrecht zu *ευ* geworden wäre, wie käme es denn, daß dieselbe Lautgruppe in *εῖθα* (aus **sesvōdha*) zu *ει* oder, wie Schulze (p. 404) statt dessen einsetzt, zu *η* sich entwickelt hat? Hier liegen doch wohl Erzeugnisse verschiedener Mundarten vor. — Eine sichere Spur des Äolischen haben wir vollends in den Fällen, wo der Spirant vor *ρ* vokalisiert ist: *ταλαύρινος*, *ἀπούρας*, *ἀπέορα* verglichen mit äol. *αὔρηκτος*, *εὔράγη*, denen bei Homer ein ionisch entwickeltes *ἔρρηξεν* zur Seite steht.

Gegen beide Gründe, die hier für äolische Herkunft des homerischen *φ* angeführt worden sind, läßt sich etwas einwenden: 1) wir haben keine recht alten ionischen Inschriften, jedenfalls keine, die uns ein Bild des Dialektes, wie er im 7. Jahrhundert war, geben können; und 2) wenn einige Fälle des *φ* bei Homer aus dem Äolischen stammen, so braucht noch nicht das Gleiche von allen zu gelten. Das eine wie das andre ist im Prinzip zuzugeben; die Möglichkeit, daß neue inschriftliche Funde uns zu einer geänderten Auffassung führen könnten, soll nicht bestritten werden. Bis jetzt sind Hoffnungen, die in diesem Sinne für ein ionisches *φ* gehegt wurden, noch jedesmal getäuscht worden, zuletzt wieder, wie es scheint, durch die neugefundene Busto-

4) Anders urteilt hierüber Bechtel, *Vokalkontraktion* (1908) S. 134 ff. Er stimmt Brugmanns Erklärung von *δεύτερος* zu, hält aber das *υ*, hier wie in ähnlichen Fällen, für gemeingriechisch. Auf Schwierigkeiten, zu denen seine Theorie führt, weist er selbst hin S. 137. 140 f.

phedon-Inschrift von Chios, deren Publikation erwartet wird. Mithin steht heute mehr als je fest: soweit wir mit unsern Mitteln die Entwicklung der Mundarten zurückverfolgen können, gehört es zu den wesentlichen Merkmalen aller Zweige des Ionischen, daß sie diesen Laut aufgegeben haben. Und da nicht nur überhaupt das Vorhandensein äolischer Elemente in der epischen Sprache gesichert ist, sondern wir obendrein gesehen haben, daß ein Teil der homerischen Beispiele des f äolischen Ursprung haben muß, so spricht doch alle zur Zeit erreichbare Wahrscheinlichkeit dafür, daß die andern Fälle ebenso zu beurteilen sind. — Übrigens macht es, um daran doch noch einmal zu erinnern, für die praktische Frage des Druckens keinen Unterschied, ob man das f bei Homer für äolisch oder für altionisch hält. Auch wer dieser letzteren Ansicht ist, muß zugeben oder sollte doch zugeben, daß der Laut nicht nur in der abschließenden Redaktion, sondern schon in der Sprache der jüngeren Partien des Epos nicht mehr lebendig war; gar zu zahlreich sind die Stellen, an denen ihm nur durch gewaltsamen Eingriff in den Text aufgeholfen werden könnte (vgl. oben S. 400 f.). Und eine Mißbildung wie 3. Plur. ἀπηύρων⁵⁾ zeigt, wie weit ein jüngerer homerischer Dichter vom Verständnis einer ursprünglich digammierten Form entfernt sein konnte.

b) Auch das lange α , das Homer nicht selten an Stelle von η hat, könnte an sich altionisch sein. Wenn der Dichter Ἄτρειδαι und Ἄτρειδῶν nebeneinander gebraucht, so sind das zwei Formen, deren eine aus der anderen entstanden ist; ebenso Ἑρμῆς aus Ἑρμείας Ἑρμείας (E 390), πολέων aus πολάων und vieles Ähnliche. Dazu kommt, daß wir auch sonst Beweise dafür haben, daß die Verwandlung des $\bar{\alpha}$ in \bar{e} sich im Ionischen nicht überall gleichmäßig vollzogen hat. Auf den Kykladen finden wir noch im 5. Jahrhundert in den Inschriften alle aus α entstandenen \bar{e} und $\bar{\epsilon}$ durch H bezeichnet und dadurch von denjenigen \bar{e} und $\bar{\epsilon}$ geschieden, die aus gemeingriechischem e herkommen und E geschrieben werden. Dieses Gesetz, das von Dittenberger entdeckt und von Blaß im Zusammenhange seiner Untersuchungen über die Aussprache (§ 9) gut verwertet ist, läßt erkennen, daß sich die Er-

5) S. Hinrichs Hom. eloc. vest. Aeol. p. 439 sqq., denselben in Faesis Odyssee (1884) zu γ 192; meine Praef. II. p. xvii. Über das η urteilt anders als ich Schulze Qe. p. 265.

innerung an den ursprünglichen *a*-Laut auch im Insel-Ionischen noch lange erhalten hat. Ferner: im attischen Zweige der Gesamtmundart ist \bar{a} nach Vokalen und ρ immer geblieben. Man hat freilich gemeint, dieses attische \bar{a} sei aus gemeinionischem η zurückverwandelt, und dies gilt heute vielen als bewiesen. Wäre es wirklich so, dann würde der Annahme, die homerischen \bar{a} seien attionisch, jeder bestimmte Anhalt entzogen, und von vornherein die größte Wahrscheinlichkeit dafür gewonnen sein, daß sie vielmehr aus dem Äolischen stammen. Aber die Annahme bedarf der Prüfung.

Kretschmer hat (KZ. 34 [1890] S. 289 f.) darauf hingewiesen, daß nicht nur nach echtem ε das attische *a purum* sich findet sondern auch nach einem aus gemeingriechischem *a* entstandenen ε in $\theta\acute{\epsilon}\alpha$ $\theta\acute{\epsilon}\alpha\rho\rho\upsilon\nu$ Ἄναξιλέα ; wenn attisches \bar{a} nach ε etwas Ursprüngliches wäre, dann könnte es, so argumentiert er, nicht auch in denjenigen Wörtern geblieben sein, in denen zur Zeit, als der ionische Dialekt sich von der Gesamtsprache loslöste, der vorhergehende Vokal selber noch ein *a*-Laut war, also den Wandel des folgenden \bar{a} in η gestattete. Dieser Einwand ist scharfsinnig und lehrreich, aber nicht durchschlagend. Zwischen $\theta\acute{\alpha}\alpha$ (so im Dorischen; Grundform $*\theta\bar{a}f\alpha$) und $\theta\acute{\epsilon}\alpha$ ist die natürliche Zwischenstufe $*\theta\acute{\eta}\alpha$, und in dieser würde das \bar{a} so gut wie in $\nu\acute{\epsilon}\alpha$, $\beta\acute{\iota}\alpha$, $\chi\acute{\omega}\rho\alpha$ für die attische Aussprache durch den vorhergehenden Vokal geschützt gewesen sein. Kretschmer meint allerdings, die beiden *a* in $\theta\acute{\alpha}\alpha$ hätten sich gleichmäßig verändert, und gewinnt so die Notwendigkeit, aus gemeinionischem $*\theta\acute{\eta}\eta$ ein attisches $\theta\acute{\epsilon}\alpha$ durch Rückverwandlung entstehen zu lassen. Aber dabei hat er das, was bewiesen werden sollte, unmerklich als bewiesen vorausgesetzt; wir wissen ja gar nicht, wie im Attischen ein \bar{a} nach η behandelt wurde, ob es, wie ich vermuten möchte, den Gesetzen des *a purum* unterlag, oder, wie Kretschmer will, davon frei war. Und auch wenn es gelingen sollte, seine Ansicht durch Tatsachen zu stützen und zu zeigen, daß \bar{a} in $\theta\acute{\epsilon}\alpha$ und Ἄναξιλέα wirklich aus η zurückverwandelt sei, so wäre damit für alle übrigen Fälle noch nichts bewiesen. Vielmehr bliebe es immer noch das Wahrscheinliche, daß die Rückkehr von η zu \bar{a} (ein an sich, wenn auch nicht unerhörter, doch seltener und seltsamer Vorgang) in den beiden angeführten und in ähnlichen Wörtern nach der Analogie der sehr viel zahlreicheren Fälle erfolgt wäre, in denen \bar{a} nach ε von alters her sich erhalten hatte. Wie stark auf diesem Gebiete die

Analogie wirkte, hat Kretschmer selbst durch Beispiele gezeigt (S. 295). Für den Beweis seiner Ansicht, daß jedes attische α *purum* aus ionischem η entstanden sei, bleibt es die unerläßliche Forderung, daß innerhalb der älteren attischen Sprachdenkmäler irgendwelche Beispiele für η nach $\rho\epsilon\iota\upsilon$ nachgewiesen werden. Bisher fehlen sie gänzlich, in Urkunden wie in Epigrammen, die doch bis in die Zeit der Bustrophedonschrift hinaufreichen und Wortformen mit α *purum* in ansehnlicher Menge darbieten. — Einen Ersatz für diese Lücke meint Brugmann (Griech. Gramm.³ § 10) darin zu finden, daß kontrahierte Formen wie $\delta\gamma\iota\tilde{\eta}$ als Vorstufe für altattisches $\delta\gamma\iota\bar{a}$ notwendig vorausgesetzt werden müßten. Wir haben hier ein nicht urgriechisches sondern auf ionischem Boden durch Kontraktion entstandenes η ; und wenn auch diesem attisch ein α entspricht, so scheint es einleuchtend, daß es aus gemeinionischem η geworden sein muß. Gegen die Verallgemeinerung dieses Schlusses auf alle übrigen Fälle des α *purum* läßt sich dasselbe einwenden was soeben gegen Kretschmer gesagt wurde; aber das ist nicht die einzige Schwäche, an der Brugmanns Beweis leidet. Versuchen wir uns die Chronologie des Herganges deutlich zu machen! Bei Homer gibt es noch $\rho\rho\sigma\phi\upsilon\acute{\epsilon}(\alpha)$ τ 58. Daß bei Herodot $\delta\gamma\iota\acute{\epsilon}\alpha$ handschriftlich bezeugt ist, hat keinen Wert, da man weiß, wie der Text dieses Autors durch hyperionischen Eifer entstellt ist. Aber darüber wird niemand zweifeln, daß die Kontraktion des ϵ mit dem Vokal der Endung in den Kasusformen der $\epsilon\sigma$ -Stämme ein relativ junger Vorgang, jedenfalls erheblich jünger ist als der Schwund des f . Am wenigsten kann Brugmann es bestreiten, der ja gerade für das Ionische $\epsilon\upsilon\kappa\lambda\epsilon\iota\alpha\varsigma$, $\acute{\alpha}\gamma\alpha\kappa\lambda\epsilon\iota\omicron\varsigma$ als regelrechte Formen gelten läßt und $\delta\upsilon\sigma\kappa\lambda\epsilon\bar{\alpha}$ (B 115), $\acute{\alpha}\kappa\lambda\epsilon\bar{\alpha}$ (δ 727) durch Quantitätsumstellung aus $*\delta\upsilon\sigma\kappa\lambda\epsilon\iota\alpha$, $*\acute{\alpha}\kappa\lambda\epsilon\iota\alpha$ ableitet (IF. 9 S. 162 f.). Hier aber wird er genötigt dieses Verhältnis umzukehren: $\delta\gamma\iota\tilde{\eta}$ soll aus $\delta\gamma\iota\acute{\epsilon}\alpha$ kontrahiert sein, ehe ionisch η zu attisch \bar{a} wurde; und dies wieder müßte geschehen sein, ehe das f in $*\acute{\alpha}\rho\phi\eta$ verklang, aus dem attisch $\acute{\alpha}\rho\eta$ geworden ist, weil das dazwischenstehende f den Vokal der Einwirkung des ρ entzog. Diese Reihenfolge ist so unglaublich, daß eine Hypothese, aus der sie sich unvermeidlich ergibt, nimmermehr die richtige sein kann. Vielmehr sind $\delta\gamma\iota\acute{\epsilon}\alpha$ $\epsilon\delta\phi\upsilon\acute{\epsilon}\alpha$ erst innerhalb des Attischen kontrahiert worden, und zwar, da die Lautgruppen $\epsilon\eta$ $\upsilon\eta$ der ursprünglichen Natur dieses Dialektes widerstrebten, sogleich in \bar{a} .

Neuerdings scheint auch Kretschmer dieser Ansicht sich zuzuneigen. Er verteidigt mit guten Gründen die Überlieferung, daß Attika ein Teil der alten Heimat der Ionier und ihrer Mundart gewesen sei, und macht es andererseits wahrscheinlich, daß das ionische η auf karischer Aussprache des griechischen \bar{a} beruhe (Glotta I [4907] S. 34 f.). Trifft diese Vermutung das Richtige, hat wirklich der ionische Wandel des langen a -Lauts auf kleinasiatischem Boden seinen Ursprung genommen und von da erst nach Attika sich verbreitet, so ist es ja vollkommen verständlich, daß nicht alle attischen \bar{a} von ihm ergriffen wurden; undenkbar, daß die Athener die aus Asien kommende neue Sprechweise erst vollständig durchgeführt, dann wieder nachträglich eingeschränkt haben sollten. Kretschmer hat diese Konsequenz bisher nicht ausgesprochen, wird sich ihr aber kaum entziehen wollen.

Dürfen wir es somit als gesichert betrachten, daß attisches a *purum* etwas Altertümliches ist, so scheint freilich auf den ersten Blick nichts natürlicher als die Annahme, daß auch die homerischen \bar{a} für η von einer älteren Stufe des Ionischen her bewahrt seien. Diese Ansicht habe ich früher gegen Fick vertreten, halte sie aber nicht mehr aufrecht. Nur ein kleiner Teil jener homerischen a steht an Stellen, an denen auch das Attische a hat: $\theta\epsilon\acute{\alpha}$, $\text{A}\iota\nu\epsilon\acute{\iota}\alpha\varsigma$, $\text{N}\alpha\nu\sigma\iota\kappa\acute{\alpha}\alpha$, dazu andere Ableitungen vom Stamme $\nu\alpha\upsilon$ - wie $\text{N}\alpha\nu\tau\epsilon\acute{\upsilon}\varsigma$ $\text{N}\alpha\nu\beta\omicron\lambda\iota\delta\eta\varsigma$; dagegen ist massenhaft att. \bar{a} durch hom. η vertreten: $\pi\acute{\rho}\eta\sigma\sigma\epsilon\iota\nu$, $\text{a}\nu\eta\eta\rho\acute{\omicron}\varsigma$, $\xi\epsilon\nu\acute{\eta}\eta$, $\text{a}\lambda\eta\theta\epsilon\acute{\iota}\eta$, $\text{a}\tau\alpha\sigma\theta\alpha\lambda\acute{\eta}\eta$ u. v. a. Sollten also wirklich einzelne homerische a altionisch sein, so hat doch die große Menge dieser Erscheinungen, die dem epischen Dialekte seine eigentümliche Mischfarbe gibt (S. 459), mit dem attischen a nichts zu tun. Eher könnte man die Orthographie der Kykladen heranziehen, um es wahrscheinlich zu machen, daß der homerische Lautbestand innerhalb des ionischen Dialektes natürlich erwachsen sei. Wenn auf einer naxischen Bustrophedoninschrift (IGA. 407) $\text{D}\epsilon\iota\nu\omicron\delta\acute{\iota}\kappa\eta\omicron$ und $\text{a}\lambda\acute{\lambda}\eta\omicron\nu$ (d. i. $\text{a}\lambda\lambda\acute{\epsilon}\omega\nu$) neben $\text{a}\nu\acute{\epsilon}\theta\epsilon\kappa\epsilon\nu$ und $\text{k}\alpha\sigma\iota\gamma\acute{\nu}\epsilon\tau\eta$ steht, zum Beweise daß damals in dem offenen Klange des aus a entstandenen e noch eine Spur seiner Herkunft bewahrt wurde, so ist es nicht undenkbar, daß in homerischer Zeit an den entsprechenden Stellen die a -Färbung noch deutlicher war und die Schreibung a veranlaßte. Aber dann bleibt es unerklärlich, wie die Zwischenstufe zwischen $\bar{a}\omicron$ $\bar{a}\omega$ einerseits und $\epsilon\omega$ andererseits so ganz oder fast ganz ausfallen konnte. Wir müßten $\text{A}\tau\tau\epsilon\acute{\iota}\delta\eta\omicron$,

πολήων, ληός erwarten; aber dergleichen findet sich nur ganz selten. Formen wie Ἄτρεΐδοιο, πολήων gibt es bei Homer überhaupt nicht; auch ληός statt λαός kommt nirgends vor, nur in wenigen zusammengesetzten und abgeleiteten Eigennamen erscheint der Stamm des Wortes in dieser Gestalt: Ληόκριτος (P 344. β 242), Ληώδης (φ 144 u. ö.), die von Brugmann, Nauck und Fick aus den entstellten Formen Λειώκριτος, Λειώδης hergestellt worden sind. Sehr merkwürdig ist, daß bei dem ganz gleich gebildeten νηός »Tempel« die ionische Form ausschließlich herrscht, ναός nicht ein einziges Mal vorkommt. Das völlige Ausfallen der η-Stufe in den Flexionsformen ist unerklärlich unter der Voraussetzung, daß innerhalb des Lebens der epischen Poesie āo mit kontinuierlicher Verwandlung in εω übergegangen sei; es wird begreiflich, wenn man annimmt, daß die ā-Formen einem fremden Dialekt angehörten und in den Gebrauch der ionischen Dichter als Bestandteil einer in sich abgeschlossenen, formelhaft ausgeprägten Sprache aufgenommen wurden. Zu einer Zeit, als die Ionier noch nicht von ηο zu εω übergegangen waren, blieben doch Ἄτρεΐδοιο μουσάων τάων λαός in äolischer Gestalt bestehen. Das η in den Personennamen Ληόκριτος Ληώδης muß davon herrühren, daß diese von vornherein den jüngeren, ionischen, Schichten des Epos angehörten. Und dieselbe Bewandnis muß es mit νηός haben, was auf den ersten Blick nicht ebenso leicht annehmbar ist, aber in anderem Zusammenhange sich in überraschender Weise bestätigen wird. — Die Ansicht, daß ā statt η bei Homer äolischen Ursprung habe, fand, als Fick sie entschlossen geltend machte, vielfachen Widerspruch; allmählich ist sie durchgedrungen. Gust. Meyer (Gr. Grm.² § 49 f.), Brugmann (Gr. Grm.³ § 40 Anm. 4) sprechen sich in diesem Sinne aus, auch Blaß (Ausf. Grm. I, 127) scheint ebenso zu urteilen.

c) Homer hat κε(ν) und ἄν nebeneinander, während sich sonst hierin die Dialekte scharf scheiden: ion. att. ἄν, dor. böot. lokr. el. κα, thessal. äol. kypr. κε. Im Epos überwiegt κε, aber auch ἄν ist nicht selten; und manchmal stehen beide verbunden, z. B. ι 334 τοὺς ἄν κε καὶ ἤθελον, Ω 437 σοὶ δ' ἄν ἐγὼ πομπὸς καὶ κε κλυτὸν Ἄργος ἰκοίμην, Λ 202 u. ö. ὄφρ' ἄν μὲν κε. Diese Stellen suchte Nauck (Mél. Gr.-R. III [1867] p. 15 f.) durch Emendation zu beseitigen, und die beiden holländischen Gelehrten sind noch in jüngster Zeit denselben Weg gegangen (vgl. oben S. 89). Wir sehen vielmehr in dem Nebeneinander von ἄν und κε ein

besonders sicheres Zeichen der Dialektmischung und erkennen zugleich, wie die ionischen Dichter den äolischen Wort- und Formelschatz mit zunehmender Verständnislosigkeit behandelt haben.

Allerdings, auch auf Inschriften finden sich $\check{\alpha}\nu$ und $\kappa\epsilon\nu$ gelegentlich verbunden. Das am längsten bekannte Beispiel von $\chi' \check{\alpha}\nu$ bietet (mehrmals) die große Bauordnung von Tegea (GDI. 1222 = Hoffmann, Griech. Dial. I Nr. 30). Zwar hatte Kirchhoff für die Zeichen EIKAN die Deutung $\epsilon\iota \chi(\alpha\iota) \check{\alpha}\nu$ gegeben; aber Bechtel nahm nicht ohne Grund daran Anstoß, daß einmal (Z. 25) vor der fraglichen Verbindung ein $\kappa\alpha\iota$ steht, und forderte deshalb Rückkehr zu der Deutung $\epsilon\iota \chi(\epsilon) \check{\alpha}\nu$. Nun wäre zwar $\kappa\alpha\iota \epsilon\iota \kappa\alpha\iota$ ebenso wenig undenkbar wie bei Plautus (Trin. 1183) *etiam etsi*, das freilich auch dem logischen Eifer der Herausgeber zum Opfer gefallen ist; und es blieb auffallend, daß in der Inschrift von Tegea neben der Verbindung $\kappa\check{\alpha}\nu$ zwar $\check{\alpha}\nu$ öfters auch allein vorkommt (z. B. $\epsilon\iota \delta' \check{\alpha}\nu \tau\iota\varsigma$), niemals aber ein für sich stehendes $\kappa\epsilon$. Doch diesen Zweifel hat eine später (1889) auf demselben Boden gefundene Inschrift (Bull. Corr. Hell. XIII p. 284 ff. = Hoffmann I Nr. 29) gelöst, die noch in epichorischem Alphabet geschrieben ist und mehrmals $\check{\alpha}\nu$, mehrmals $\epsilon\iota \chi' \check{\alpha}\nu$ und einmal reines $\kappa\epsilon$ bietet (Z. 21): $\epsilon\iota \chi' \epsilon\pi\iota \delta\omega\mu\alpha \pi\ddot{\upsilon}\rho \epsilon\pi\omicron\iota\sigma\eta$. Damit war die Existenz der Verbindung $\chi(\epsilon) \check{\alpha}\nu$ im Arkadischen gesichert, auch von Hoffmann (Griech. Dial. I S. 332) richtig gewürdigt worden. Aber der Tatbestand ist auch hier kein ursprünglicher; das Arkadische ist ja selbst ein Mischdialekt, entstanden, wie Kretschmer neuerdings vermutet, durch achäische Einwanderung in ursprünglich ionisches Gebiet (Glotta I S. 23 ff.). Die von dort beigebrachten Beispiele dienen also nur zur Bestätigung der Ansicht, daß $\check{\alpha}\nu \kappa\epsilon$ bei Homer der Dialektmischung zuzuschreiben ist. — Hoffmann hat noch an einer dritten Stelle beide Partikeln verbunden gefunden, in der kymäischen Inschrift Griech. Dial. II Nr. 173 (= CIG. 3524) Z. 52: $\epsilon\nu\tau\acute{\alpha}\varphi\eta\nu \epsilon\nu \check{\omega} \kappa\epsilon\nu \check{\alpha}\nu \epsilon\ddot{\upsilon}\theta\epsilon\tau\omicron\nu \epsilon\check{\mu}\mu\epsilon\nu\alpha\iota \varphi\alpha\iota\nu\eta\tau\alpha\iota \tau\omicron\pi\omega$. Meine Konjektur (Del.² 437) $\epsilon\nu \check{\omega} \kappa\epsilon \pi\alpha\nu\acute{\epsilon}\theta\epsilon\tau\omicron\nu$ beseitigt er durch die Vermutung, daß hier der Schreiber, der künstlich einen nicht mehr lebendigen Dialekt nachahmte, aus Versehen eine ihm geläufige Form der *κοινή* beigemischt und so $\kappa\epsilon\nu \check{\alpha}\nu$ kumuliert habe. Das ist einleuchtend; nur hätte Hoffmann hier nicht hinzufügen sollen, daß eine solche Vereinigung »auch der lebendigen Volkssprache« zugetraut werden könne; denn von dieser gibt die Künstelei eines Schreibers kein Zeugnis.

II.

Der epische Dialekt ist, wie wir sehen, nicht der einzige, in dem verschiedene Elemente gemischt sind. Die erwähnte Analogie freilich hilft uns nicht viel. Sicher ist, daß im einen wie im anderen Falle der überlieferte Zustand auf historischem Wege geworden ist; aber das muß auch beim Arkadischen in so früher Zeit geschehen sein, daß wir den Vorgang nicht mehr beobachten können, er vielmehr ein Problem der Forschung bildet. Mit einer literarischen Entwicklung hing er jedenfalls nicht zusammen: so läßt sich von dort her für das homerische Problem keine Aufklärung hoffen. Viel wichtiger ist es, daß sich in solchen Zweigen der griechischen Literatur, die nach dem Epos und im Lichte der Geschichte erwachsen sind, die Erscheinung der Dialektmischung mehr als einmal wiederholt. Grundlegend für die Beurteilung aller dieser Fälle ist eine Arbeit von Ahrens aus dem Jahre 1853: »Über die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik« (Kl. Schr. I S. 157 ff.). Durch genaue Prüfung des nicht sehr umfanglichen, aber doch ausreichenden Materials ist er zu dem Resultat gekommen, daß die Mischung keine willkürliche gewesen sein kann »in der Weise, daß es dem Dichter freigestanden hätte, aus »der ganzen Fülle der Dialekte die Elemente seiner poetischen »Sprache nach subjektivem ästhetischen Ermessen auszuwählen.« Auch die geographische Berührung schein nicht von besonderem Einfluß gewesen zu sein. Vielmehr sei »die Art der Dialektmischung »überall von dem Entwicklungsgange der griechischen Literatur »in ihrem Verhältnis zu den verschiedenen Stämmen abhängig« (S. 158). Zum Schluß faßt Ahrens das was er bewiesen zu haben glaubt dahin zusammen (S. 180): »daß bei keinem Lyriker etwas »aus einem Dialekte zu finden ist, dessen Literatur nicht bestimmend auf den Geist seiner Poesie eingewirkt hat. Es ist z. B. »ebenso unrichtig, bei Anakreon Dorismen finden zu wollen, als »etwa bei Pindar Ionismen, weil die Anakreontische Lyrik ebenso »wenig mit der dorischen Poesie zu tun hat, als die Pindarische »mit der ionischen«. In dem Nachweis dieses historischen Verhältnisses, den Ahrens mit Scharfsinn geführt und für den er allgemeine Zustimmung gefunden hat, spielt natürlich der Einfluß der epischen Sprache auf die spätere Poesie eine große Rolle; denn für die ganze Entwicklung, die untersucht wird, bildet das Epos

mit seiner Dialektmischung den festen Ausgangspunkt. Der Verfasser nimmt es »als ein Faktum« an, daß der homerische Dialekt, »solange die epische Poesie die einzig kunstmäßig »ausgebildete Dichtungsart war, die allgemeine Literatursprache »der Hellenen bildete«; wie ihrerseits die epische Sprache entstanden sei, das liege »für jetzt außer dem Kreise der Untersuchung«.

Man kann Ahrens nicht ärger mißverstehen, als wenn man meint, er habe sagen wollen, daß hier sein Erklärungsprinzip an sich ein Ende finde, daß die Dialektmischung im Epos nicht historisch geworden, sondern wie Athene aus dem Haupte des Zeus fertig hervorgesprungen oder, menschlich ausgedrückt, daß sie künstlich und willkürlich gemacht worden sei. Und doch wird gerade für diese Ansicht der Verstorbene als Eideshelfer herangezogen, von Arthur Ludwich. Dieser zeigt auch hier, daß es ihm nicht gegeben ist die Dinge als werdend anzuschauen. Er übersieht das »für jetzt« bei Ahrens und stellt einfach die epische Sprache mit der sonstigen poetischen Literatur der Griechen auf eine Linie. In ihrer Gesamtheit zeige diese »ein durchgängiges Hinausstreben aus der Enge des Heimatsdialektes, ein »geflissentliches Herüber- und Hinüberschweifen in die Idiome »der nationalverwandten Stämme« (AHT. II 364). Ludwich sieht hierin »eine der glänzendsten Manifestationen des griechischen Idealismus«. Zu jeder Zeit, meint er (S. 365), »behaupteten die »Dichter ihre internationale Stellung. Ob sie sich derselben »jederzeit voll und ganz bewußt waren, ist dabei sehr gleichgültig«. Nein, das ist nicht gleichgültig. Denn wenn der Idealismus der Dichter sich darin gezeigt haben soll, daß sie »geflissentlich« in die Mundarten verwandter Stämme hinübergreifen, so kann das nur mit deutlichem Bewußtsein des verfolgten Zieles und der angewandten Mittel geschehen sein. Wenn aber die Sänger unbewußt Formen und Laute verschiedener Dialekte durcheinander brachten, so hat das mit ihrem Idealismus sicher nichts zu tun; es muß irgendwelche äußeren Umstände gegeben haben, durch die sie zu einem an sich so seltsamen Verfahren veranlaßt wurden, und es muß möglich sein etwas von diesen Umständen zu erkennen. Für die späteren Zweige der griechischen Poesie sind die historischen Bedingungen, unter denen ihre Sprache erwuchs, durch Ahrens klargelegt; zu ihnen gehörte auch als eine der wichtigsten

die Tatsache, daß der epische Dialekt mit seiner Mischung fertig vorlag. Er selbst aber muß doch auch irgendwie entstanden sein und kann nicht ebenso wie die Sprache der Lyriker daraus erklärt werden, daß er bereits da war.

Die Bedeutung dieses Problems erkannte Ritschl, der schon vor zwei Menschenaltern in seinen Vorlesungen das lehrte, was nachher von anderen mühsam aufs neue gefunden worden ist. Die entscheidenden Worte, aus dem Jahre 1833/4, sind in Ribbecks Biographie (I 129) mitgeteilt. »Entstanden kurze Zeit nach dem »trojanischen Kriege, in der Periode als die Achäer den Peloponnes »beherrschten, ging die homerische Heldensage mit den von den »Dorern verdrängten Achäern oder Äoliern in deren neues Vater- »land nach Kleinasien hinüber. Dort erfand Homer (am wahr- »scheinlichsten in Smyrna), das Vorhandene zu seinem Zwecke »benutzend, den durch beide Gedichte, Ilias und Odyssee, hindurch- »gehenden Plan. Die von ihm komponierten, in äolischem Dialekt »gesungenen Epen noch kürzeren Umfangs wurden hierauf (bis »zum Anfange der Olympiaden) in den Sängerschulen der Home- »riden, besonders auf Chios, erweitert und in den ionischen Dialekt »übertragen. Zu Anfang der Olympiadenrechnung schriftlich auf- »gezeichnet, bestanden sie im großen und ganzen in derselben »Form unverändert fort.« Man sieht, das ist im wesentlichen dieselbe Anschauung, zu der später Hinrichs in der schon erwähnten Schrift gelangt ist. Er kritisiert (p. 153 sqq.) ältere Ansichten, ohne die von Ritschl zu kennen, und fordert, daß die Erklärung an Ahrens anknüpfe, also auch im Epos die Dialektmischung historisch entstehen lasse. Dies führt darauf, daß der ionischen Periode des epischen Gesanges eine andere vorangegangen sein muß, in der er bei den Äolern gepflegt wurde. Die Sagen (p. 167 sq.), die sich an den troischen Krieg anschließen, sind entstanden bei den gemischten Kolonisten, welche Troas und die Nachbargegenden in Besitz nahmen; die älteren Lokalsagen der Argeer, Achäer, Thessaler wurden vermischt und durch die neuen, gemeinsamen Erlebnisse vermehrt. Kleinere poetische Darstellungen entstanden, naturgemäß in äolischem Dialekt. Diese verbreiteten sich weiter und kamen, vielleicht am bequemsten über Smyrna, zu den Ioniern. Hier wurde die Poesie weiter ausgebildet, und in größerem Maßstabe. Die homerischen Epen wurden geschaffen, in denen man formelhafte Wendungen und Ausdrücke, besonders wenn sie sich

an bestimmten Versstellen befestigt hatten, aus der älteren äolischen Poesie beibehielt. So ist es gekommen, daß Ilias und Odyssee nicht in rein ionischem Dialekt verfaßt sind und daß die äolischen Elemente, die scheinbar gesetzlos eingesprengt sind, vorzugsweise in feststehenden Formeln und an gewissen Stellen des Verses hervortreten, wie dies Hinrichs vielfach, wenn auch nicht als ausnahmslose Regel, im einzelnen nachgewiesen hat.

Diese Hypothese wurde durch den Inhalt der Ilias unterstützt. Die Kämpfe, von denen sie erzählt, sind auf einem Boden ausgefochten worden, der in geschichtlicher Zeit äolischer Besitz war, und die Helden, die in ihnen glänzen, waren Achäer, nicht Ionier. Der Name dieser letzteren kommt ein einziges Mal bei Homer vor, N 685, und da in äolischer Form, Ἰάοιες; so wird eines der hier am Kampfe beteiligten Kontingente genannt, und der Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß damit die Athener gemeint sind. Wie deren vereinzelt Hervortreten an dieser Stelle zu erklären sei, ist eine Frage für sich; als Zeugnis dafür, daß die Heldensage in Attika entstanden sei, kann es nicht verwertet werden und ist es wohl noch von keinem verwertet worden. Die Heimat der Sage liegt — das wird weiterhin deutlicher noch erkannt werden — in äolischem Gebiet, ihr Ursprung in Taten des äolischen Stammes, obwohl diese nun abschließend in ionischer Mundart erzählt sind.

Daß die nationale Poesie eines Stammes oder Volkes ihren Stoff nicht aus der Geschichte der eignen Vorfahren schöpft, hat insofern nichts Befremdendes, als es auch anderwärts gar nicht selten sich findet. Das französische Rolandslied besingt die Taten der Franken, also germanischer Helden. Wie überhaupt in Gallien die eindringenden Eroberer sich der überlegenen geistigen Kultur der älteren Einwohner gefügt haben, so haben sie auch deren Sprache angenommen und in ihr die aus der Heimat mitgebrachte Sitte des Heldengesanges fortgesetzt. »*L'épopée française du moyen âge, c'est l'esprit germanique dans une forme romane*«, sagt Gaston Paris. Nicht nur die Ereignisse, von denen berichtet wird, erinnern an den eigentlichen Ursprung des altfranzösischen Epos; auch der Hintergrund vor dem sie sich abspielen, der Zustand der Kultur und der Sitten, ist germanisch, die Namen der Helden sind deutsch gebildet. Diese Tatsache muß man anerkennen, auch wenn man die einzelnen Stufen des allmählichen Überganges nicht

mehr nachweisen kann⁶⁾. Unser Nibelungenlied ist in einem Teile Deutschlands zum Abschluß gebracht und fixiert worden, dem die Lande am Rhein und die alten Wohnsitze der Burgunden ziemlich fern lagen. Und in noch höherem Grade wiederholt sich dieselbe Erscheinung bei der Gudrunssage. Ihre Heimat ist das nördlichste Norddeutschland, Wate ist in Stormarn zu Hause, Dänemark und die Normandie bilden den Schauplatz der Handlung: aber diese Ereignisse sind nun in einer Mundart geschildert, in der wir von dem Rauschen der Nordsee nichts vernehmen; der oberdeutsche Sänger konnte bei seinem Publikum keine Bekanntschaft mit dem Meere voraussetzen, ja er hatte es vielleicht selbst nie gesehen. Auch bei den Russen ist der Heldengesang gewandert und hat dabei wesentliche Elemente seines Inhaltes aus der alten Heimat in die neue mitgenommen. Sagen und Lieder, die in Südrußland ihren Ursprung haben, bewahren das Bild der dortigen Landschaft auch jetzt, wo sie am Onegasee gesungen werden, in ihrer alten Heimat aber vergessen sind; sie kennen nur ein Rußland, dessen Hauptstadt Kiew ist, nicht Moskau⁷⁾. Es fehlt also nicht an Analogien zu dem Wandel, den wir für das griechische Epos annehmen müssen; aber die Frage, wie es bei diesem zugegangen sei, ist dadurch nicht beantwortet sondern erst recht dringend gemacht.

Dies empfand August Fick, der als erster ein anschauliches Bild von dem Hergang zu gewinnen versucht hat⁸⁾. Seine Grund-

6) Vgl. Léon Gautier, *Les épopées françaises* I² (1878) p. 24—37 und Pio Rajna, *Le origini dell' epopea francese* (Firenze 1884), cap. XIII und XIV. Besonders beherzigenswert, auch für den der über die homerische Frage urteilen will, ist, was Rajna zu Anfang von Kap. XIV sagt (p. 375): *La sola obbiezione diretta che si muova alla derivazione dell' epopea francese dalla germanica è la difficoltà di rappresentarsi alla mente il modo come sia seguito il passaggio dall' una all' altra. È un' obbiezione abbastanza singolare: gli è come se, ignari della struttura di una macchina a vapore, e vedendo in essa girare le ruote a fornello acceso, star ferme se il fornello è spento, negassimo nondimeno che il movimento abbia origine dal fuoco. Gran meraviglia che non ci sapessimo rendere un conto esatto di cose avvenute in mezzo alle tenebre del secolo VI e del VII!*

7) Wollner, *Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen* (1879) S. 18 f. 41.

8) *Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt.* Göttingen 1883. — *Die homerische Ilias nach ihrer Entstehung betrachtet und in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt.* 1886.

ansicht geben wir am besten wieder mit seinen eignen Worten (Od. S. 5): »Die echte homerische Dichtung ist von äolischen »Dichtern ursprünglich in rein äolischer Mundart verfaßt. Mittelpunkt dieser Kunstübung war das äolische Smyrna, Träger derselben ein bestimmtes Geschlecht, eine kastenartige Innung, welche »vielleicht schon damals den Namen Ὀμηρίδαι führte. Als Smyrna »um 700 v. Chr. ionisch wurde, wanderte diese gens nach Chios »aus; dort wurde sie ionisch und ionisierte denn auch ganz natürlich die Gedichte ihres Erbesitzes, wenn auch nur in ganz äußerlicher Weise. Diese äußerlich ionisierte Äolis, in welcher die »Homeriden von Chios die homerischen Gedichte vortrugen, ist »dann die Sprache des späteren Epos geworden, in dieser Sprache »haben sie selbst ihre Erweiterungen und Fortsetzungen gedichtet.« — Der Gedanke, daß das Epos ursprünglich äolisch gedichtet sei, daß deshalb der jetzige Text eine Wort für Wort durchzuführende Rückübertragung ins Äolische fordere und vertragen müsse, war schon im Altertum geäußert worden. Denn dies ist doch wohl der Sinn der Bemerkung in Osanns Anecdotum Romanum⁹⁾: Τὴν δὲ ποιήσιν ἀναγγνώσκουσαι ἀξιῶ Ζώπυρος ὁ Μάγνης Αἰολίδι διαλέκτῳ τὸ δ' αὐτὸ καὶ Δικαίταρχος. Doch diese Nachricht steht in unsrer Überlieferung vereinzelt da. Wir wissen weder, ob es im Altertum einen in dieser Weise hergestellten Wortlaut auch nur für einige Gesänge irgendwo gegeben hat, noch vollends, ob und wie die Vertreter dieser Ansicht versucht haben, die Entstehung des überwiegend ionischen Mischdialektes, in dem Ilias und Odyssee, sozusagen von jeher, gelesen wurden, historisch zu erklären. Auch Fick hat es sich in diesem Punkte etwas leicht gemacht. Tatsache ist ja, daß Smyrna anfangs eine äolische Stadt war und ums Jahr 700, jedenfalls nicht viel später, durch Gewalt in den Besitz der Ionier übergang (Hdt. I 450). Aber daß damals die Homeriden nach Chios auswanderten, dort selber zu Ioniern wurden und nun ihre eignen Gedichte ins Ionische übersetzten, das sind alles bloße Annahmen, und zwar keineswegs wahrscheinliche oder gar »natürliche«; sie schweben in der Luft und lassen sich weder beweisen noch wider-

9) Anecdotum Romanum de notis veterum criticis inprimis Aristarchi Homericis et Iliade Heliconia. Ed. et commentariis instr. Fridericus Osann. 1851. Die Hauptabschnitte des griechischen Textes, die eine Erklärung der kritischen Zeichen enthalten, sind von Dindorf im ersten Bande der Oxforder Ausgabe der Ilias-Scholien wieder abgedruckt.

legen. Trotzdem ist die Geringschätzung, mit der Ficks Arbeit von vielen abgetan wird, nicht am Platze. Ich freue mich, mit Wackernagel¹⁰⁾ in der Erfahrung zusammenzutreffen, daß unser Respekt für sie trotz ihrer augenfälligen Mängel bei andauernder Beschäftigung immer mehr gewachsen ist. Ficks Verdienst liegt darin, daß er es unternommen hat, ein bestimmtes Verfahren, durch welches die Mischung der Dialekte zustande gekommen sei, aufzudecken. Dieser Teil seiner Darstellung stützt sich auf sprachlich-metrische Beweisgründe und ist einer ernsthaften Prüfung sehr wohl zugänglich.

Die Übertragung aus der einen Mundart in die andre soll eine rein mechanische gewesen sein; Wort für Wort und Silbe für Silbe wurde der äolische Text durch den entsprechenden ionischen ersetzt. »Traf man (Od. 13) auf eine äolische Form, für welche die »Ias kein metrisches Äquivalent bot oder welche im Ionischen »überhaupt nicht vorkam, so lies man den Äolismus ruhig in der »ionischen Umgebung stehen.« Wenn es wirklich so hergegangen ist, so muß sich das an zwei Merkmalen noch erkennen lassen: 1) jede ionische Wortform unseres Homertextes muß sich ohne Schaden für den Vers in eine gleichwertige äolische zurückübersetzen lassen; 2) unter den äolischen Formen, die der überlieferte Text enthält, kann keine sein, die sich ohne Verletzung des Verses ins Ionische übertragen ließe. Würden beide Postulate durch die Beobachtung bestätigt, so hätten wir den sichersten Beweis für Ficks Annahme einer mechanischen Übertragung. Aber so einfach liegt die Sache nicht. Fick selber hat gefunden, daß es »überschüssige Äolismen« und »festsitzende Ionismen« in nicht ganz kleiner Zahl gibt. Zur ersten Gruppe gehören: ἀργεννός, ἐρεβεννός, μάν (öfter als μήν), πόρδαλις (neben πάρδαλις), ἴμεναι (neben häufigerem ἰέναι), ἔμμεν (5mal neben sehr häufigem εἶναι) usw. Ferner alle Formen mit ā für η wie θεά (neben Λευκοθέη), Ἄτρεΐδαο, διδυμάων, ὀπάων (neben παιήων), λαός (neben γηός) u. m. ä. In all diesen Fällen hat die ionische Form ebensoviel Silben und dieselbe Verteilung von Längen und Kürzen wie die äolische, der sie auch etymologisch genau entspricht; es ist also nicht abzusehen, warum bei einer silbenmäßigen Übertragung ins Ionische diese Formen übergangen wurden. Dasselbe gilt in bezug auf die Ver-

10) In der Rezension meiner Ilias, BphW. 4894 S. 6.

tauschung von $\check{\alpha}$ n und $\kappa\epsilon$ an Stellen wie A 184 $\acute{\pi}\acute{\epsilon}\mu\phi\omega$, $\acute{\epsilon}\gamma\omega$ $\delta\acute{\epsilon}$ κ' $\acute{\alpha}\gamma\omega$, oder Δ 306 $\delta\epsilon$ $\delta\acute{\epsilon}$ κ' $\acute{\alpha}\nu\acute{\eta}\rho$; denn hier würden $\acute{\epsilon}\gamma\omega$ δ' $\acute{\alpha}\nu$ $\acute{\alpha}\gamma\omega$ und $\delta\epsilon$ δ' $\acute{\alpha}\nu$ $\acute{\alpha}\nu\acute{\eta}\rho$ ebenso gut in den Vers passen wie der ursprüngliche äolische Ausdruck, den, wenn wir Fick folgen, der Übersetzer ohne Not hat stehen lassen. Fick hat sich begnügt (Od. 21) diese Tatsache zu konstatieren; und als auf sie ein Einwand begründet wurde, erwiderte er (II. S. xvi): »die überschüssigen »Äolismen beweisen nichts gegen meine Theorie; denn eine Übertragung wie die von mir angenommene braucht ja nicht notwendig ganz exakt ausgefallen zu sein.« In demselben Sinne ist ihm später Bechtel zu Hilfe gekommen¹¹⁾; und man muß zugeben, daß vereinzelte Spuren von Inkonsequenz in der Ionisierung den allgemeinen Tatbestand nicht stören würden. Aber es handelt sich nicht bloß um ein vereinzeltes Vorkommen. Und vor allem: wenn der Beweis sich zu einem guten Teile darauf gründen soll (s. Od. 13. 349), daß die Probe genau aufgeht, dann muß sie auch wirklich genau aufgehen. Durch die Formen mit $\bar{\alpha}o$ und $\bar{\alpha}\omega$ ist Fick dazu geführt worden der sprachgeschichtlichen Chronologie in höchst bedenklicher Weise Gewalt anzutun. Er schließt aus ihnen (Od. 4), daß die Ionisierung des Textes zu einer Zeit stattgefunden habe, wo ηo $\eta\omega$ bereits zu $\epsilon\omega$ geworden waren, also ein metrisches Äquivalent für Formen wie $\acute{\Lambda}\tau\rho\epsilon\acute{\iota}\delta\alpha o$, $\tau\acute{\alpha}\omega n$ im Ionischen nicht mehr zur Verfügung stand. Aber woher kommen dann $\acute{\Lambda}\eta\acute{\rho}\acute{o}\kappa\rho\iota\tau o\varsigma$ (aus $\acute{\Lambda}\epsilon\iota\acute{\omega}\kappa\rho\iota\tau o\varsigma$ hergestellt), $\nu\eta\acute{\rho}\acute{o}\varsigma$, $\pi\alpha\iota\acute{\eta}\omega n$? Formen dieser Art sind ja bei Homer selten, aber doch immer häufig genug um zu beweisen, daß die Lautgruppen ηo , $\eta\omega$ der Sprache des Dichters nicht fremd waren; und an den Stellen, an denen sie überhaupt auftreten, finden sie sich ausnahmslos: $\nu\alpha\acute{\rho}\acute{o}\varsigma$, $*\pi\alpha\iota\acute{\alpha}\omega n$ fehlen ebenso vollständig wie $\lambda\eta\acute{\rho}\acute{o}\varsigma$, $\acute{\Lambda}\tau\rho\epsilon\acute{\iota}\delta\eta o$. Fick verwandelt $\nu\eta\acute{\rho}\acute{o}\varsigma$ in $\nu\alpha\acute{\omega}\varsigma$ und zerstört damit eine Spur, die sprachgeschichtlich und kulturgeschichtlich gleich wertvoll ist. Wir erkennen vielmehr aus der vorliegenden Verschiedenheit, daß die Ionisierung der epischen Sprache ganz gewiß keine mechanische war: ionische Formen stellten sich zunächst nur in den jüngeren Partien ein, die von

11) Bechtel, Ein Einwand gegen den äolischen Homer. In *IEPΑΣ*, Abhandlungen zur indogermanischen Sprachgeschichte, August Fick zum siebenzigsten Geburtstage gewidmet (1903) S. 17—32. — Meine Antwort darauf *NJb.* 15 (1905) S. 2.

Ioniern hinzugedichtet wurden, während man die altüberlieferten Gesänge unverändert weitergab; erst allmählich und gelegentlich drängte sich auch in die Wiedergabe dieser älteren, äolischen Partien die ionische Färbung der Sprache ein.

Daß »festsitzende Ionismen« sich mit Ficks Theorie nicht vertragen, erkannte er selbst an, indem er sie, soviel als möglich, durch Textänderung zu beseitigen suchte, wo dies aber nicht möglich war, den einzelnen Vers als interpoliert hinauswarf. So schrieb er, um das *f* herzustellen, ε 209 περ ἴκεσθαι für περ ἰδέσθαι, ι 77 ἀνά τ' ἴστια εὐρύσαντες statt ἀνά θ' ἴστια λεύκ' ἐρύσαντες. Beispiele der Kontraktion, wie Ἐρμῆς ε 54, μῶνται ζ 34, haben den Anlaß gegeben, die Verse, in denen sie vorkommen, zu streichen. Leichter zu beseitigen ist ein Anstoß, wie ihn ι 404 u. ö. der Dativ Plur. auf -οις bietet: aus πολίην ἄλα τύπτον ἐρέτροις wurde πολίαν ἄλα τύπτον ἐρέτρωι gemacht. Aber bei aller Bereitwilligkeit, einzelne Abweichungen durch Korrektur zu beseitigen, trotz der Fülle von Mitteln, welche die seit Bentley ausgebildete Methode der Textkritik hierfür gewährte, und trotz der Leichtigkeit aus dem losen Gefüge homerischer Gedankenfolge einen Vers oder ein Verspaar auszuscheiden, blieb doch ein recht ansehnlicher Bestand zurück, den auch Fick nicht als zufällig entstanden und unerheblich ansehen konnte; vielmehr hat er ihn zum Ausgangspunkt für weitere kritische Folgerungen gemacht. Er glaubte beobachtet zu haben (Od. 349), daß »die von einer vernünftigen Kritik für jünger »erklärten Partien der Odyssee von festen Ionismen wimmeln, »während dieselben den älteren Teilen fast völlig fehlen oder sich »doch leicht beseitigen lassen.« Als Vertreter einer »vernünftigen Kritik« wählte Fick mit gutem Grunde Kirchhoff, ging aber dadurch über dessen eigene Ansprüche weit hinaus, daß er die von ihm durchgeführte Zerlegung in allen Einzelheiten als richtig annahm. Er suchte zu beweisen, daß alle Stücke, die Kirchhoff seinem »Redaktor« zugewiesen hat, von festen Ionismen voll sind, während die Partien, die Kirchhoff für echt hielt, sich ohne jeden Anstoß ins Äolische zurückübersetzen lassen. Das wäre ein glänzendes Resultat; die sogenannte höhere Kritik würde in ihrem Ergebnis mit der sprachgeschichtlichen Analyse des Textes genau übereinstimmen. Aber der Beweis hält bei näherer Prüfung nicht stand; Fick hat dieselben Erscheinungen des Ionismus verschieden behandelt, je nachdem sie in Stücken vorkamen deren Echtheit

oder deren Unechtheit er dartun wollte. So wurde die Kontraktion in $\mu\omega\acute{\nu}\alpha\iota$ α 248 mit unter die Anzeichen dafür gerechnet, daß α 88—444 von dem ionischen Redaktor verfaßt sind; aber π 125, wo sie in einem von Kirchhoff für echt gehaltenen Stücke überliefert ist ($\tau\acute{o}\sigma\sigma\alpha\iota \mu\eta\tau\acute{\epsilon}\rho' \acute{\epsilon}\mu\eta\gamma \mu\omega\acute{\nu}\alpha\iota$), wurde sie durch Konjekturen beseitigt: $\sigma\delta' \mu\acute{\nu}\acute{\alpha}\alpha\iota \mu\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho' \acute{\epsilon}\mu\alpha\nu$. Ebenso galt α 185 die Länge der vorletzten Silbe in $\pi\acute{o}\lambda\eta\alpha$ als Beweis von ionischem Ursprung, während ζ 40. τ 174 $\pi\acute{o}\lambda\eta\alpha$ und $\pi\acute{o}\lambda\eta\epsilon\varsigma$, die im Verse ebenso stehen, in $\pi\acute{o}\lambda\iota\alpha$ $\pi\acute{o}\lambda\iota\epsilon\varsigma$ mit »äolischer Vokalverschärfung durch den Iktus« geändert wurden. Weitere Proben solcher parteiischen Kritik findet man in meiner Rezension der Fickschen Odyssee (Jahresber. d. philol. Vereins in Berlin X, 1884). Natürlich ist er sich seiner Inkonsequenz nicht bewußt gewesen, sondern hat sich von dem Wunsche, ein elegantes Resultat zu erzielen, fortreißen lassen; den Erfolg seiner Arbeit aber hat er dadurch schwer beeinträchtigt. In Wahrheit unterscheiden sich die »echten« und die »unechten« Partien der Odyssee hinsichtlich des Bestandes an festen Ionismen in viel geringerem Grade, als Fick behauptete. Daß überhaupt in dieser Beziehung ein Unterschied besteht, ist kein Wunder, da ja auch nach unserer Ansicht die älteren Partien des Epos an die äolische Periode der Poesie näher heranreichen als die jüngeren, in denen das Verständnis für äolische Formen immer mehr abnimmt. Aber ein äußerliches Merkmal zu einer scharfen Scheidung von Echt und Unecht haben wir in dieser Statistik nicht.

Für die Bearbeitung der Ilias kamen Fick die Erfahrungen zugute, die er bei der Odyssee gemacht hatte; aber auch durch äußere Verhältnisse wurde er gezwungen sein Verfahren etwas zu ändern. Hier lag eine so allgemein rezipierte Kompositionshypothese, wie dort die Kirchhoffsche war, nicht vor. Im allgemeinen hat sich Fick an Grote angeschlossen, der — ähnlich wie schon vor ihm Wilhelm Müller¹²⁾ — erkannt hatte, daß die Gesänge B—H eine für sich stehende Masse bilden; aber da diese Theorie nicht überall ins einzelne ausgearbeitet war, so mußte Fick die Fragen der Komposition erst selbst erörtern. Dabei kam er durch den Zwang der Tatsachen unmerklich dazu, den gewaltsamen Gegensatz echter und unechter Partien zu mildern. Zwar

12) Wilh. Müller: Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. 2. Aufl. (1836), S. 122. Vgl. S. 144 Anm.

schrieb er auch hier einiges der äolischen Blütezeit des Epos, anderes der Tätigkeit eines ionischen Redaktors zu; doch zwischen beiden setzte er eine Übergangstufe an: Stücke, die schon von Ioniern gedichtet seien, aber noch in der alten äolischen Mundart. Dahin rechnete er die Glaukos-Episode in Z, das ganze K, die Beschreibung des Schildes in Σ, die *ἄθλα ἐπὶ Πατρόκλοφ*. Der jüngsten Schicht sollten angehören, also von vornherein ionisch gedichtet sein: die Phönix-Partien in I, das Buch T fast vollständig, der Flußkampf in Φ, außerdem das ganze Füllwerk, das dazu dient alle die Episoden in den Gesamtrahmen einzufügen. — Im einzelnen war diese Zerlegung mehr als anfechtbar; daß Θ und Ω zu den ursprünglich äolischen Bestandteilen gezählt wurden, ganz unerhört. Aber prinzipiell zeigte sich ein großer Fortschritt, oder vielmehr eine Rückkehr zum Richtigen, zu der Erkenntnis, daß die Umbildung des epischen Dialektes nicht mechanisch und plötzlich erfolgt ist sondern allmählich und unwillkürlich. Daß die oben bezeichneten Stücke, um deren willen Fick eine Zwischenstufe ansetzte, von Ioniern gedichtet seien, die sich noch der hergebrachten äolischen Mundart bedienten, schloß er (S. 387. 461) daraus, weil sich in ihnen »einige feinere Ionismen finden, welche sich nicht beseitigen lassen«. Die Beobachtung war richtig, aber sie mußte viel weiter ausgedehnt werden. Solche feinere Ionismen fehlen nirgends, wie Fick an den zahlreichen Athetesen und Korrekturen hätte merken können, zu denen er in seinen »echten Partien« gedrängt wurde. Und umgekehrt fehlen auch in den jüngsten Schichten nicht Formen von bemerkenswerter Altertümlichkeit, die entweder offen zutage liegen oder unter einer modernisierten Gestalt des Textes versteckt sind. Beispielsweise gehört es zu den einleuchtendsten Emendationen, die Fick selber vorgeschlagen hat, wenn er den Versausgang *χόλος δέ μιν ἄγριος ἦρει* verwandelt in *χόλος δέ μιν ἄγριος ἄγρη*. Von dem Grunde zu dieser Konjekture wird sogleich die Rede sein. Fick hat sie Δ 23. Θ 460 in den Text gesetzt; aber dieselben Worte lesen wir θ 304 in dem Liede von Ares und Aphrodite, das mit Recht für einen späten Zusatz gilt und durch Formen wie Ἥλιος 274, Ἐρμῆν 334 als ursprünglich ionisch erwiesen wird: der nachahmende Dichter hat eine ihm geläufige altertümliche Wendung, wie so vieles Formelhafte, sich zunutze gemacht. Es handelt sich eben durchweg nicht um einen wesentlichen Unterschied zwischen »echt« und »unecht« sondern

um eine allmähliche Abstufung vom »Älteren« zum »Jüngeren«. Das hat Fick nicht erkannt; er wollte auf ein klares Entweder-Oder hinaus und mußte, um dies zu erreichen, seinem Beweismaterial Gewalt antun.

Bei diesem Irrtum und diesem gewaltsamen Verfahren ist er auch neuerdings geblieben, in Arbeiten die der Aufgabe gewidmet sind, seine Theorie von der Entstehung der Ilias weiter auszubauen und im einzelnen zu berichtigen¹³⁾. Daß die Umwandlung der epischen Sprache aus einer naturwüchsigen äolischen Mundart in einen künstlichen epischen Mischdialekt sich nicht willkürlich und mit einem Schlage sondern langsam und allmählich vollzogen habe, will er auch jetzt nicht anerkennen, versichert vielmehr aufs neue, daß in einem bestimmten Zeitpunkt (um 550 v. Chr.) die Übertragung gemacht worden sei. Den statistischen Beweis hierfür nimmt er als gelungen an, indem er auf die erhobenen Einwendungen nicht eingeht; dabei ist er selbst geschäftig ihn weiter zu entkräften. Denn wenn er die Altersschichten des Textes jetzt vielfach anders abgrenzt, als in seiner Ausgabe (1886) geschehen war, so gibt er doch zu verstehen, daß die sprachliche Analyse des Epos zu einer sicheren Scheidung von Echt und Unecht nicht geführt hat. Auch prinzipiell modifiziert er seine Ansicht in bedenklicher Weise. Als zweitälteste Schicht gilt ihm wie früher die Erweiterung des ursprünglichen Μῆνις-Liedes, die er in dem Hauptinhalt der Gesänge Μ—Σ zu finden glaubt und der er nach wie vor auch Ω, mit einigen Auslassungen, zurechnet. Für diese zweite Schicht gibt er jetzt selber zu (Bzb. Btr. 24 S. 18 f.), daß sie in der Sprache schon einige unäolische Elemente enthalten habe: den Gebrauch von εἶ neben εἶς und die kontrahierte Aussprache der Lautgruppen ε(f)ο ε(f)ω. Er sieht hierin »eine leichte Beeinflussung der Sprache des [noch immer äolischen] Erweiterers durch die Ias«. Erklärt ist mit diesem Ausdrucke nichts, nur die Tatsache der Mischung konstatiert, und zwar schon für diejenige Gestalt des Epos, die der vollständigen Übertragung ins Ionische vorangegangen sein soll. Also hat Fick selber unwillkürlich zugestanden, daß die Mischung äolischer und ionischer Formen nicht erst durch jene

13) Das Lied vom Zorne Achills. Bzb. Btr. 24 (1896) S. 1—81. — Die Erweiterung der Menis. Ebenda 24 (1899) S. 1—93. — Die Erweiterung der Menis. Die Einlegung des »Oitos« in die Menis. Ebenda 26 (1900) S. 1—29.

Übertragung entstanden ist. Damit ist eigentlich seine ganze Theorie schon aufgehoben. Er entzieht ihr aber vollends dadurch den Boden, daß er, einer neuen vermeintlichen Entdeckung zuliebe, auf strenge Anwendung des sprachlich-statistischen Maßstabes jetzt noch mehr als früher verzichtet. Die Auswahl und Gruppierung, in der er seine Μῆνις und ihre erste Erweiterung, jede zu 1936 Versen, abdruckt, ist nicht das Resultat einer sprachlichen Analyse, sondern ist im ganzen in der Absicht erfolgt, nichts »Wesentliches« wegzulassen und nichts »Unwesentliches« aufzunehmen; im kleinen aber ist für Streichung einzelner, an sich unanstößiger Verse wie auch einmal für Annahme einer größeren Lücke (an Stelle unseres P; Bzb. Btr. 21 S. 61 und 24 S. 2. 46) die Überzeugung maßgebend gewesen, daß beide Gedichte in Abschnitten verfaßt gewesen seien, deren Verszahl ein Vielfaches von 11 war.

Auf dieses Gebiet der Zahlensymmetrie, die Fick dann auch in den übrigen Partien der Ilias wiederzufinden glaubte, sind ihm seine entschlossensten Anhänger, Robert und Bechtel, doch nicht gefolgt, während sie mit bezug auf die Dialektmischung seine Hypothese in ihrer ganzen Starrheit wieder aufnahmen¹⁴). Auch bei ihnen erschien deshalb eine »Uriliad«, die äolisch gedichtet gewesen sei und sich durch Rückübersetzung aus dem Ionischen rein wiederherstellen lasse; aber auch hier ging die Probe nirgends rein auf. Korrekturen mußten angebracht werden, zum Teil solche die den Sinn verschlechtern, wie Z 329 οὐ δ' αὖ μαχέσαιο καὶ ἄλλω anstatt des überlieferten οὐ δ' ἄν μαχέσαιο. Und vielfach wurden Verse nur deshalb für interpoliert erklärt, weil sie den altertümlichen Charakter einer für die Uriliad in Anspruch genommenen Partie durch ionische Formen störten. Unter dem, was auf diese Weise ausgeschieden wurde, ist manches Vortreffliche. In den Worten des Paris Γ 65 f.: οὐ τοὶ ἀπόβλητ' ἐστὶ θεῶν ἐρικυδέα δῶρα, ὅσσα κεν αὐτοὶ δῶσιν, ἐκὼν δ' οὐκ ἄν τις ἔλοιτο, versuchte Robert gar nicht, den Inhalt des zweiten Verses zu bemängeln, sondern sagte nur: »66 ist wegen δῶσι zu streichen«. Logisch kann der Satz ja wohl entbehrt werden; aber der schönste und tiefste Teil des Gedankens liegt in ihm: wie Paris, der sich vor

¹⁴) Studien zur Ilias, von Carl Robert, mit Beiträgen von Friedrich Bechtel. Berlin, 1904. Zur Kritik vgl. meinen Aufsatz »Kulturschichten und sprachliche Schichten in der Ilias«, Njb. 9 (1902) S. 77—99. Einzelne Sätze daraus sind in die oben gegebene Darstellung mit aufgenommen.

dem gerechten Tadel des Bruders demütigt, doch die eigne Würde nicht aufgibt, sondern sich mit Stolz des Vorzuges bewußt bleibt, der nun wieder ihm vor vielen anderen von den Göttern verliehen ist. Was ist das für eine Kritik, die solche Perlen wegwirft, weil die Maschen des grammatischen Fangnetzes zu grob sind um sie festzuhalten! Daß sich sehr oft einzelne Verse oder Versgruppen ohne Anstoß herausnehmen lassen, ist bei der zwanglosen Art, wie Homer die Gedanken aneinander reiht und in den Versbau einfügt, ganz natürlich; daran wurde schon Fick gegenüber erinnert. Robert und Bechtel machten nicht nur von dieser Möglichkeit Ionismen zu entfernen den ausgedehntesten Gebrauch, sondern schreckten auch davor nicht zurück, ein für den Gang der Erzählung unentbehrliches Stück wegzustreichen. So wurde O 444—457 der Bericht von dem zuerst erfolgreichen Auftreten des Teukros als 'ionische Einlage' ausgesondert und damit in die Darstellung eine Lücke gebracht, die man bloß mit der Vermutung auszufüllen wußte, daß hier ein Stück Urilias, in dem ebendasselbe erzählt war, verdrängt worden sei (Stud. z. Il. S. 144). Dies alles und vieles Ähnliche im Verlauf eines Beweises, der den Glauben an die Existenz einer äolischen Urilias gerade auf die Beobachtung hatte gründen wollen, daß die Partien, bei denen die Rückübersetzung scheitert, genau mit denen zusammenfielen, die auch um des Inhaltes willen von einer besonnenen Kritik verworfen werden mußten.

Was uns mit Hilfe solcher Eingriffe nun tatsächlich als echter und eigentlicher Grundstock der Ilias vorgelegt wurde, war ein Gedicht von 2146 Versen, ohne Anfang und ohne Ende, in dessen Innerem der Zusammenhang der Erzählung nicht weniger als 49mal unterbrochen sein würde. Da gehörte doch ein etwas kühner Glaube dazu, wenn man hoffte, daß diese Fragmentenreihe den Eindruck einer einheitlichen Dichtung machen solle. Wer aus den Ergebnissen eines Versuches zu lernen vermag, wird hier den Schluß ziehen, daß es eben nicht möglich ist, aus dem Bestande unsrer Ilias noch gerundete Stücke in rein äolischer Sprache auszulösen. Vielmehr ist dieses unser Epos schon in seinen ältesten Teilen von Ioniern gedichtet, die sich einer ihnen überlieferten fremden Mundart bedienten und deren Formen mit bestem Willen weiter gebrauchten, unwillkürlich aber hier und da die ihnen selbst vertrauten anstatt der erlernten äolischen einsetzten; anfangs geschah das nur selten, im Laufe der Generationen häufiger, und

zuletzt verschob sich das Verhältnis so weit, daß die ionische Sprache nun als die herrschende, äolische Elemente nur eingestreut erscheinen. Auch in der durch Robert erneuerten Gestalt hat die Ficksche Hypothese sich selber widerlegt.

Dies erkennt jetzt auch Bechtel an, der den sprachwissenschaftlichen Teil der Arbeit für Robert übernommen und nachher noch gegen Einwände verteidigt hatte (oben S. 168 Anm. 11). In dem schon mehrfach erwähnten Buche »Die Vokalkontraktion bei Homer« (1908) schreibt er (S. XI): »Was Fick zuletzt für die Sprache »seines 'Erweiterers' konzedierte, daß sie eine leichte Beeinflussung »durch die Ias erfahren habe (Beitr. 24, 49), das gilt schon für »die Sprache der ältesten Schicht. Das rein äolische Epos vermögen wir nicht mehr zu erreichen.« Ein wertvolles Zugeständnis, von dem aus derselbe Gelehrte wohl auch noch dahin gelangen wird, die ganze Analyse der Ilias, die durch Robert vorgelegt worden war, einer Nachprüfung zu unterziehen. Einstweilen erklärt er noch (S. x), »im Urteile darüber, welche größere Gruppen als »einheitliche Dichtungen gelten dürfen«, für die Ilias von eben dieser Analyse — wie für die Odyssee von der von Wilamowitz — »fast ganz abhängig« zu sein. Roberts Versuch, das allmähliche Wachstum der Ilias darzustellen, beruhte ja zum guten Teil auf Bechtels sprachwissenschaftlicher Theorie. Wird nun diese Theorie aufgegeben, so muß die darauf gebaute Konstruktion entweder auch fallen, oder es muß nach neuen Stützen für sie gesucht werden — wobei es sich ja am besten zeigen würde, wieviel Elemente von bleibender Kraft sie enthielt, und ob sie auch im guten, wie leider in seinen Fehlern, dem Vorbilde treu gefolgt ist.

Denn Ficks Arbeit, zu der wir zurückkehren, ist mit einer negativen Kritik nicht abgetan; sie ist auch durch positive Resultate wertvoll und kann es noch mehr werden, wenn sie als das angesehen wird, was sie ihrer Natur nach sein muß, ein Experiment. Um zu erkennen, wie viel Äolisches in Homer steckt, konnte man gar nicht anders verfahren, als daß man einmal versuchte den ganzen Text ins Äolische zu übersetzen. Dabei mußte manches zum Vorschein kommen, was sonst verborgen lag. Wenn Odysseus x 374 seine Haltung Kirke gegenüber, die ihn zu essen auffordert, mit den Worten beschreibt $\xi\mu\eta\nu\ \alpha\lambda\lambda\omicron\varphi\rho\nu\acute{\omicron}\nu\acute{\epsilon}\omega\nu$, so gibt die Erklärung $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\ \varphi\rho\nu\acute{\omicron}\nu\acute{\epsilon}\omega\nu$ einen ganz guten Sinn. Aber Ψ 698, wo die Freunde den besieigten Faustkämpfer vom Kampfplatze wegführen, $\lambda\acute{\alpha}\delta\delta\prime\ \delta\prime$

ἀλλοφρονέοντα μετὰ σφίσιν εἶσαν ἄγοντες, da ist schwer verständlich, wie der Unglückliche, der mühsam die Füße nachschleppt und den Kopf nicht gerade halten kann, noch Muße finden soll »an anderes zu denken«. Fick (II. 389 f.) nimmt λλ als äolische Schreibung und setzt den ersten Bestandteil des Kompositums (ἄλλος) mit ion. ἡλεός oder ἡλός (β 243. O 128) gleich, wodurch die Bedeutung »betäubt, sinnlos, bewußtlos« gewonnen wird, die in χ nicht schlecht paßt und in Ψ allein erst einen brauchbaren Sinn gibt. — Viel wichtiger ist eine allgemeine Beobachtung, auf die Fick durch seinen Übertragungsversuch geführt worden ist: er hat entdeckt, daß in unserm Homertext an vielen Stellen ein Reim verborgen liegt. Auf Verse wie: ἔσπετε νῦν μοι Μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι B 484, ἐκ μὲν Κρητῶν γένος εὐχόμεαι εὐρείων ξ 199 u. ä. hatte man auch sonst schon geachtet. Lehrs (Ar.² 476) kämpft lebhaft dagegen, daß man leoninische Hexameter, eine »Ausgeburt der äußersten Spielerei, der äußersten und spätesten Geschmacklosigkeit«, dem Homer aufdrängen wolle. Sie für geschmacklos zu erklären ist auch heute noch jeder Leser für seine Person berechtigt; der Glaube aber, daß sie bei Homer auf Zufall beruhen, muß wankend werden, wenn man die Fülle der Beispiele ansieht, die Fick (II. 534 f. Bzb. Btr. 24 [1896] S. 3) zusammengestellt hat: X 174 ἀλλ' ἄγετε φράζεσθε θεοὶ καὶ μητιάεσθε, N 510 ἐσπάσατ', οὐδ' ἄρ' ἔτ' ἄλλα δυνάσατο τεύχεα κάλλα, β 220 αἰ δέ κε τεθνάνοτος ἀκούω μηδ' ἔτ' ἔοντος, μ 344 φέρσομεν ἀθθανάτοισι, τοὶ ὄρρανον εὔρον ἔχοισι, u. v. a. In all diesen Fällen tritt erst durch Einsetzung der äolischen Wortform der Reim hervor. Dasselbe gilt von anderen Klangfiguren, Assonanzen und Allitterationen und Wortspielen jeder Art. Aus κτήματα πάντα wird πάμματα πάντα, ἄλλουδης ἄλλη verwandelt sich in ἄλλουδης ἄλλουι, der Vers Z 201 lautet nun κάπ πέδιον τὸ Ἀλαῖον οἶος ἄλατο, Λ 547 hören wir: ὀλιγον γόνω γόννος ἀμείβων. In diesem Zusammenhange findet auch das vorher erwähnte χόλος δέ μιν ἄγριος ἄγρη seine, wie ich denke ausreichende, Begründung. Alle diese Anklänge fallen so deutlich ins Gehör, daß es nicht angeht, sie im voraus alle für zufällig zu erklären; wer das aber nicht tut, der wird nicht umhin können die sprachliche Gestalt des Textes, in der sie vernehmbar werden, als die ursprüngliche anzuerkennen.

Ein weiterer Gewinn, der sich aus dem von Fick angeregten Unternehmen ziehen läßt, liegt darin, daß wir auf diesem Wege

einen Maßstab zur Bestimmung des relativen Alters der einzelnen Partien erhalten; den Anspruch, daß die sprachgeschichtliche Kritik dies vermöge, hätte Bechtel getrost festhalten sollen. Freilich ist dabei große Vorsicht erforderlich, sehr viel größere als Fick selber bewiesen hat. Die an sich treffliche Erörterung über ἀλλοφρο-
 νέοντα schließt er mit dem Satze: »Somit liegt in dem einen Worte
 »der vollgültige Beweis, daß die ἄθλα ursprünglich äolisch abgefaßt
 »sind.« Nimmermehr. Dann müßte auch durch ἄγριος ἄγρη θ 104
 bewiesen sein, daß das Lied, welches Demodokos vorträgt, einer
 der ältesten Teile der Odyssee sei: und doch ist natürlich auch Fick
 (Od. 315; vgl. oben S. 171. 176) vom Gegenteil überzeugt. Beide
 Fälle sind gleich zu beurteilen: wenn eine äolische Vokabel oder
 Formel zum überlieferten epischen Sprachgut gehörte, so konnte
 sie sehr wohl auch von einem späten ionischen Dichter noch an-
 gewandt werden; ja ganze Verse und Versgruppen von altem
 Gepräge konnte ein solcher sich zunutze machen. Eine einzelne
 noch so altertümliche Form beweist also gar nichts für frühen
 Ursprung der Partie, innerhalb deren sie steht. Auf der andern
 Seite haben wir gesehen, daß auch in den echtsten und unent-
 behrlichsten Stücken des Epos schon hier und da Ionismen festsitzen;
 ein einzelnes Beispiel dieser Art ist also nicht nur kein Zeugnis
 für Unechtheit, sondern nicht einmal — innerhalb dessen was auf
 uns gekommen ist — für relativ späte Entstehung. Erst bei dem
 Überblick über ein weiteres Gebiet tritt in der größeren oder
 geringeren Dichtigkeit gleichartiger Vorkommnisse ein Anhalt für
 die Schätzung des Alters hervor. Man muß den ganzen Text,
 sozusagen, mit äolischer Lymphpe behandeln und sehen, wie und
 wo die Äolismen zum Vorschein kommen, wo die Ionismen fest
 sitzen bleiben. Und dabei muß streng das Gesetz befolgt werden,
 daß man nirgends dem gewünschten Resultat etwas zuliebe tut;
 man darf nur da ins Äolische übersetzen, wo es ohne gewalt-
 samen Eingriff angeht, nie willkürlich korrigieren sondern immer
 nur da, wo logische, grammatische, metrische Gründe erkennen
 lassen, daß der Text wirklich verdorben, seine ionische Form nicht
 die ursprüngliche sei. Das sind dieselben Grundsätze, zu denen
 wir uns schon einmal (S. 95) bekannt haben, als es galt innerhalb
 der schriftlichen Überlieferung den ältesten Text zu erreichen. Das
 war nur ein vorläufiges Ziel; die Betrachtung hat uns weiter
 geführt zu der Aufgabe, einen Text herzustellen, der durch die

Häufigkeit, mit welcher feste Ionismen und charakteristische Äolismen über ihn verteilt sind, das relative Alter seiner Teile erkennen läßt. Soll dies Werk gelingen, so muß es ohne die Willkür und Voreingenommenheit ausgeführt werden, durch die Fick seiner guten Sache geschadet hat; aber sein Verdienst wird es immer bleiben, die Aufgabe erkannt und den Plan zu ihrer Lösung entworfen zu haben.

III.

Inzwischen ist die Frage, wie der Übergang der epischen Poesie von einem Stamme zum andern sich vollzogen habe, immer noch unbeantwortet; nur das haben wir erkannt, daß er nicht plötzlich und mechanisch gemacht worden ist. Darüber hinaus können wir höchstens Vermutungen aufstellen, und werden gut tun uns auch mit diesen in recht vorsichtigen Grenzen zu halten. Zweierlei läßt sich mit einiger Zuversicht behaupten. 1) Die Ionier müssen etwas wesentlich Neues, Grundlegendes zur Ausübung der epischen Dichtkunst hinzugebracht haben; denn wie sollte es ihnen sonst gelungen sein alles was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden war in ihre Tätigkeit mit aufgehen zu lassen? Dieses Neue war doch wohl der Gedanke, statt der einzelnen Lieder größere Kompositionen zu schaffen, aus denen dann durch weiteres allmähliches Wachstum unsere Ilias und unsere Odyssee hervorgegangen sind. — 2) Zwischen beiden Stämmen muß eine nahe und andauernde Berührung stattgefunden haben, bei welcher die Kulturelemente beider miteinander verschmolzen wurden, und zwar so, daß die Ionier die überlegenen waren, die den geistigen Besitz der andern sich aneigneten. Dies führt auf die Annahme von Kämpfen, in denen beide Stämme miteinander rangen und sich mischten, bis der ältere von dem jugendlich kräftigeren politisch überwunden wurde. Und zu dieser Vorstellung stimmt wirklich die geschichtliche Überlieferung und noch mehr das Bild, das uns die Besitzverhältnisse an der kleinasiatischen Küste in historischer Zeit darbieten.

In neueren Bearbeitungen, welche die griechische Kolonisation in Kleinasien gefunden hat, ist der Versuch aufgegeben in ihr bestimmte Perioden zu unterscheiden; sowohl Beloch (GrG. I S. 58) als Ed. Meyer (GA. II § 161) begnügen sich, die hellenische Besiedlung der Ostküste des ägäischen Meeres im ganzen dem letzten Teil des zweiten Jahrtausends v. Chr. zuzuschreiben. Und das ist

ja wahr, daß die aus dem Altertum überkommenen Wanderungs- und Gründungssagen nicht den Wert von historischen Zeugnissen haben; diese Darstellung ist konstruiert worden, weil man für gewisse historische und geographische Verhältnisse eine Erklärung verlangte und dem naiven Sinn nur eine solche sich darbot, in der die wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge, die in Wirklichkeit maßgebend gewesen sind, durch persönliche Beziehungen der herrschenden Geschlechter ersetzt waren. Aber darum kann doch die Anschauung von jenen historischen Verhältnissen selbst, zu denen man die Erklärung suchte, eine richtige gewesen sein. Wenn wir also lesen (z. B. Strab. XIII 3, p. 582; vgl. Pindar Nem. 11, 34), daß die äolische Einwanderung in Kleinasien unmittelbar an Orestes angeknüpft wird, während die Ionier erst mehrere Generationen später hinübergegangen sein sollen, so daß die Rückkehr der Herakliden zwischen beiden Zügen erfolgt wäre, so zeigt sich deutlich, daß man überzeugt war, die ionischen Kolonien seien jünger als die äolischen, und den Wunsch hatte, dieses Verhältnis aus Geschichte und Genealogie zu erklären. Da tritt nun eben das Epos ergänzend und bestätigend ein, indem es durch seinen sprachlichen Zustand den Beweis liefert, daß wirklich in Kleinasien die Blüte der äolischen Kultur älter war als die der ionischen. Und von dem siegreichen Vordringen der letzteren zeigt uns die Landkarte noch Spuren. Eine der ionischen Städte, Phokäa, lag mitten in äolischem Gebiet und war gewiß nicht in gutem Einvernehmen mit den Anwohnern gegründet worden. Von einer anderen, Smyrna, war es bekannt (vgl. oben S. 166), daß sie ursprünglich äolisch gewesen und erst durch Verrat und Gewalt in den Besitz der Ionier übergegangen war. Und das ist gerade diejenige Stadt, an der besonders fest die Tradition haftete, daß sie der Sitz der homerischen Poesie gewesen sei. Nur Chios könnte ihr darin gleichgestellt werden; und da ist es doch ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß auch dort das Vorhandensein eines ursprünglich äolischen Elementes deutlich erkennbar ist. Bechtel hat¹⁵⁾ darauf hingewiesen, daß der ionische Dialekt von Chios wie der von Erythrä und Phokäa gewisse Äolismen enthält: das ι in den inschriftlich bezeugten Verbalformen $\pi\rho\acute{\eta}\xi\omicron\iota\sigma\iota$, $\lambda\acute{\alpha}\beta\omega\iota\sigma\iota$, die

15) Inschriften des ionischen Dialekts (1887) S. 138. Dann in der Bearbeitung derselben Inschriften GDI III 2 (Vorwort S. VII f.).

Gemination des Nasals in den Ortsbezeichnungen Ἄργεννον und, an den Namen der Stadt Πέλινα im westlichen Thessalien erinnernd, Πελιναῖον ὄρος, u. a. dergl. Der Schluß ist nicht zu gewagt, daß einst auch diese Gebiete wie das nahegelegene Lesbos in den Händen der Äoler gewesen und ihnen durch die nachdrängenden Ionier abgenommen worden sind.

Alle solche Folgerungen würden im voraus abgeschnitten sein, wenn die Ansicht von der Entwicklung der Mundarten und der Stämme richtig wäre, die von zwei hervorragenden Forschern vertreten wird. Der eine von ihnen, Eduard Meyer¹⁶⁾, stellt Äolisch und Ionisch als eine ursprünglich gemeinsame Mundart den übrigen griechischen Dialekten entgegen: die Charakteristika des ionischen Dialektes seien durchweg das Ergebnis einer sekundären Entwicklung, zu der sich höchstens Ansätze schon im Mutterlande gebildet haben könnten, die aber erst in Kleinasien zu rechter Kraft gelangt sei: »Erst hier ist, wie die ionische Nationalität, so auch die ionische Sprache entstanden.« — Sätze wie diese beruhen auf historischen Grundvorstellungen, die man dem, der sie einmal gefaßt hat, schwer wird rauben können. Doch lassen sich die wichtigsten Erwägungen formulieren, die dagegen sprechen. Daß die Verwandlung des τ vor ι in σ »der tiefgreifendste Unterschied zwischen den griechischen Dialekten« sei, wird von Ed. Meyer willkürlich angenommen. Dies ist aber der einzige wesentliche Zug, in dem Äolisch und Ionisch gemeinsam von allen übrigen Dialekten abweichen. Wenn Ed. Meyer außerdem den Infinitiv auf -ναι anführt, so ist dieser dem eigentlichen Äolisch ebenso fremd wie allen dorischen Mundarten; nur im Arkadischen (und Kyprischen) erscheint er noch, dessen Zwischenstellung schon gelegentlich (S. 160) erwähnt wurde. Sie ist, wie man längst vermutet hat, darin begründet, daß im Peloponnes in ältester Zeit die Heimat ionischer Stämme gewesen ist, was Ed. Meyer § 49 bestreitet, aber § 128 nachweist. Wie in dem μ der Infinitiv-Endung so stimmen die äolischen und dorischen Dialekte vor allem in der Behandlung des langen α-Lautes überein; und der Gedanke diese Gemeinsamkeit im Gegensatz zu der ionischen Trübung in ε als grundlegendes Scheidungsmerkmal zu benutzen, wie unter anderen wieder von

16) GA. II § 49. Eingehender begründet hatte er diese Ansicht schon vorher in den »Forschungen zur alten Geschichte« I (1892) S. 132 ff.

Beloch (GrG. I S. 63) geschehen, ist mindestens ebenso berechtigt wie die von Ed. Meyer angenommene Einteilung nach τ und σ . Übrigens hat er selbst sich durch den Vorzustand unklarer Mischung, den er annimmt, an einem richtigen Schluß nicht hindern lassen: in der Übereinstimmung des äolischen Dialektes mit dem thessalischen sieht auch er ein Zeugnis dafür, daß die Äoler aus Nordgriechenland nach Kleinasien hinübergegangen sind (§ 151). Dieser Schluß ist doch nur unter der Voraussetzung möglich, daß der charakteristische Unterschied der äolischen und der ionischen Mundart bereits vor der Einwanderung aus dem Mutterlande fertig war.

Ähnlich widersprechend in sich ist, auch in ihrer neuesten Darlegung, die Theorie von Wilamowitz. Auf der einen Seite hat er die richtigste Erkenntnis der Tatsache, daß in den homerischen Gesängen Äolisch und Ionisch nicht nebeneinander stehen, sondern aufeinander folgen, und erklärt dies aus geschichtlichen Vorgängen (Einl. i. d. griech. Trag. [1907] = Herakles I [1889] S. 65 f.): »Zu »der Zeit, von welcher es zuerst möglich ist sich einigermaßen »ein Bild zu machen, etwa vom 8. Jahrhundert ab, ist der vor- »waltende Stamm der ionische, von seinen Sitzen an der mysischen, »lydischen, karischen Küste nicht nur nach Norden und Süden »übergreifend sondern bereits die Propontis und fernere Gestade »mit Pflanzstädten besetzend. Die süddorischen Inseln haben die »innerliche Ionisierung bereits begonnen, vorbildlich für das Mutter- »land; aber auch die Äoler sind schon im Niedergange, verlieren »manche Küstenplätze und sind in der Kultur nunmehr die »empfangenden. Dennoch erkennen wir, daß es einst umgekehrt »gewesen war. Eben das Epos, welches doch der lebendige Aus- »druck der ionischen Suprematie ist, trägt die deutlichsten Spuren »in Form und Inhalt davon, daß es aus äolischer Wurzel stammt.« Zu diesen Sätzen stimmt in der Studie über »die ionische Wanderung« (Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1906 S. 59 ff.) der Hinweis auf den alten Bestand äolischer Niederlassungen auf dem asiatischen Festlande, von dem Smyrna an die Ionier verloren gegangen sei (S. 61) und dem auch Erythrä und Chios einst »mindestens zum Teil« angehört haben müßten, wie aus den äolischen Spuren im Dialekt dieser Städte hervorgehe (S. 62 f.). Hiernach wären Äoler und Ionier deutlich geschiedene Stämme mit ebenso deutlich geschiedenen Mundarten. Aber das ist nun doch nicht die Meinung. Vor zwanzig Jahren schrieb Wilamowitz

(Herakl. I S. 66): »Die neuen Stämme waren niemals vorher da-
 »gewesen, sowohl Äoler wie Ionier bilden sich erst allmählich
 »unter dem Druck besonderer geschichtlicher Faktoren. Zunächst
 »war das Mischungsverhältnis der Bevölkerung allerorten verschie-
 »den, die geschichtlichen Faktoren waren verschieden, und so er-
 »gaben sich zunächst ganz verschiedene Volks- und Sprachtypen.
 »Eine Sprachgrenze von Äolisch und Ionisch gab es also auch
 »noch nicht; diese ward erst gezogen, als der Zusammenschluß
 »der Staatenbünde bestimmte Kreise zog.« — Und der Aufgabe,
 diese Entwicklung genauer zu schildern, sind die beiden neueren
 Untersuchungen gewidmet: »Panionion« (Sitzungsber. 1906 S. 38 ff.),
 und die schon erwähnte über die ionische Wanderung.

Wilamowitz geht die Gründungssagen der einzelnen ionischen
 Städte in Kleinasien durch und stellt fest, daß die verschiedensten
 Landschaften — Böotien, Argolis, besonders oft Kreta — als ältere
 Heimat der Ansiedler bezeichnet werden (S. 63—68). Wo als
 Gründer oder Mitgründer, was doch etwa bei der Hälfte der Städte
 der Fall ist, Söhne des Kodros oder überhaupt Athener vorkom-
 men, sucht er wahrscheinlich zu machen, daß diese erst nach-
 träglich in die Sage eingesetzt seien. So gelangt er zu der Ansicht,
 daß die Sondertraditionen der ionischen Städte von einer Herkunft
 aus Attika nichts gewußt hätten. Dem steht nun gegenüber die
 bekannte Überlieferung, die den großen Zug der ionischen Kolo-
 nisten teils aus Achaia teils von Athen kommen läßt (Herodot
 VII 94. I 447); Wilamowitz glaubt auch hier zwei zu verschie-
 dener Zeit und aus verschiedenem Anlaß entstandene Darstellungen
 zu erkennen. Sobald die Ionier in Kleinasien zu einem Gefühl der
 Zusammengehörigkeit gekommen waren, wünschten sie einen Ge-
 samtnamen zu haben, der zugleich ihre Abstammung aus einer
 gemeinsamen griechischen Heimat ausdrücken sollte; dazu bot sich
 aus dem Epos der Achäername, die Kolonisation wurde nun in der
 Vorstellung ein achaischer Eroberungszug »nach Analogie der Ilias-
 fahrt Agamemnons«; und da man sich im Mutterlande nach einem
 Ausgangspunkt für diesen Zug umsah, so ergab sich von selbst
 die Landschaft, die nun Achaia hieß. Weiter: »sobald sich jener
 »Gegensatz unter den asiatischen Griechen herausstellte, den die
 »politischen Bünde repräsentieren, mußte man nach neuen Samt-
 »namen greifen, und da haben Kolophon, Samos, Milet und Nach-
 »barn den Ioniernamen gewählt, und vor dem ist der achäische

»zurückgetreten.« Später dann, zur Zeit »als Athen den asiatischen
 »Griechen das Perserjoch abnahm, bestand der Bund der zwölf
 »ionischen Städte nicht mehr. Athen ging darauf aus, alle seine
 »Untertanenstädte als Kolonien zu bezeichnen, um dadurch seiner
 »Herrschaft eine innere Berechtigung zu geben. — — — Es gibt
 »keine Instanz dagegen, daß diese ionische Wanderung, die spätere
 »Vulgata, ein Reflex des attischen Reiches ist.«

Eine wesentliche Voraussetzung dieser ganzen Hypothese (S. 70 f.) bildet der Satz, daß den Sonderüberlieferungen höherer Wert beizulegen sei als der allgemeinen Herleitung der Ionier aus Achaia und Attika; und eben dieser Satz wird doch von Wilamowitz mehr postuliert als bewiesen. Wenn er sich darauf beruft (S. 73), daß die Kreter, die in mehreren Einzelsagen auftreten, »durch keinerlei Beziehungen der späteren Zeit hineingetragen« sein können, so gilt ja das Gleiche von den Achäern. In bezug auf die Ionier konstruiert er einen Gegensatz zwischen Herodot und Pherekydes (bei Strabon p. 632): erst dieser wisse »von der ionischen Wanderung »als einer einmaligen Expedition athenischer Auswanderer unter »Führung von Kodrossöhnen«. Aber auch Herodot sagt (I 147): εἰσι δὲ πάντες Ἴωνες, ὅσοι ἀπ' Ἀθηνέων γεγονάσι καὶ Ἀπατούρια ἄγουσι ὀρθήν. Der Unterschied besteht nur darin, daß Herodot in dieser kurzen Erklärung keine Einzelheiten erwähnt. Vor allem aber: aus sehr viel älterer Zeit ist ein Zusammenhang zwischen Ionien und Athen durch Solon bezeugt, in einem der Fragmente welche uns die unter Aristoteles' Namen gehende Ἀθηναίων πολιτεία erhalten hat: γινώσκω, καὶ μοι φρενὸς ἔνδοθεν ἄλγεα κεῖται, πρεσβυτάτην ἐσορῶν γαῖαν Ἰαονίας καινομένην. Wilamowitz' Versuch, dieses Zeugnis als unwirksam zu erweisen, ist nicht gelungen¹⁷). Seine Theorie müßte daran scheitern, wenn es nicht

17) Wichtig ist dabei πρεσβυτάτην. Wilamowitz meint (S. 72), das Wort bedeute seiner Herkunft nach nichts anderes als πρέσβιστος, also den Vorrang, nicht das Alter; beruhe der Vorrang auf dem Alter, so heiße das eigentlich πρεσβύτατος γενεῆ, wie Z 24. Doch nicht; hier ist der Zusatz gemacht, weil der Bastard natürlich trotz seines Alters nicht der vornehmste unter den Brüdern ist. Übrigens bezeichnet gerade πρεσβύτατος γενεῆ unter Umständen die vornehme Herkunft ohne Gedanken an das Alter, Δ 59 f.; also dasselbe wie im Komparativ γενεῆ ὑπέρτερος Δ 786: und hier steht gar πρεσβύτερος, der »ältere«, dem vornehmeren gegenüber. So haben wir allen Grund an der bisherigen Auffassung festzuhalten, daß sich für die Formen von πρέσβυς wie für so manche Synonyma

ohnehin im höchsten Grade unglaublich wäre, daß dieselbe Volksgemeinschaft zweimal innerhalb weniger Generationen sich einen Namen und eine Herkunft erfunden haben soll.

Kretschmer hat deshalb gewiß einen richtigen Weg eingeschlagen, wenn er sich, an Ed. Meyer und Wilamowitz anknüpfend, aufs neue bemühte, die Stellung der Ionier innerhalb der griechischen Stämme von der Voraussetzung aus zu begreifen, daß ihre Herleitung aus Attika und Achaia auf die Erinnerung an Tatsachen, und zwar im Grunde an eine und dieselbe Tatsache, zurückgehe. In dem schon gelegentlich berührten Aufsatz über »Ionier und Achäer« (Glotta I [1907] S. 9—34) führt er den Gedanken aus, daß die älteste Bevölkerung des griechischen Mutterlandes die gewesen sei, aus der die Ionier des Ostens hervorgegangen sind, so daß »die Achäer schon eine zweite Schicht darstellen, die sich auf die 'ionische' lagerte, wie später die »dorische auf die achäische.« Zu einer umfassenden Bedeutung sei der Ioniernamen erst in Asien gelangt; im Mutterlande habe die älteste Bevölkerungsschicht wahrscheinlich gar keinen zusammenfassenden Namen geführt, vielmehr werde jeder einzelne Stamm seinen besonderen Namen getragen haben. Herodot nennt die ältesten Bewohner Griechenlands »Pelasger«, und rechnet zu ihnen die Ionier und im besonderen die Athener (I 56. VII 94. VIII 44); dies stimmt zu Kretschmers Vermutung. Und wenn diese pelagisch-ionische Bevölkerung in ältester Zeit, ehe die Achäer kamen, den ganzen Peloponnes und Mittelgriechenland inne gehabt hat, so würde sich hieraus die auffallende Erscheinung erklären, daß die Ionier Kleinasiens aus so verschiedenen Gegenden des Mutterlandes, unter anderen auch aus Achaia, ihre Herkunft ableiteten. Vor der Konsequenz, daß dann Kreta ebenfalls eine frühere ionische Periode gehabt haben müsse, scheut Kretschmer nicht zurück, findet vielmehr gerade hier, in den Anschauungen über die Perioden kretischer Geschichte die von archäologischen Gesichtspunkten aus gewonnen worden sind, eine Bestätigung seiner Hypothese (S. 24 f.).

auch in anderen Sprachen der Begriff der Würde aus dem des Alters entwickelt habe. Was Solon gemeint hat, läßt sich freilich nicht sicher bestimmen; nur kann ich nicht zugeben, daß »ältestes Land« deshalb unmöglich sei, weil die Länder nicht wie Kinder oder Städte hintereinander geboren werden. Sie werden doch nacheinander besiedelt. Und die Kürze des Ausdrucks würde der Dichter zu verantworten haben.

Daß es eine solche ist und vorläufig bleibt, wird er selbst nicht bestreiten. Völlig sicher dabei scheint mir nur der Grundsatz der Untersuchung: angesichts der bunten Mannigfaltigkeit geschichtlicher oder sagenhafter Nachrichten, die schwer in Einklang zu bringen sind, haben wir um so mehr Ursache, die Grundlinien festzuhalten, die uns in den charakteristischen Unterschieden der Dialekte wie in ihrer geographischen Verteilung gegeben sind. In dem Vertrauen zu den Schlüssen, die sich aus dem Zustande der Mundarten — bei Homer und auf dem Boden Kleinasiens — ziehen lassen, braucht es uns nicht irre zu machen, daß die Sammelnamen der Stammgruppen »Äoler, Dorer, Ionier« erst in verhältnismäßig später Zeit hervortreten. Dies deutet freilich darauf hin, daß die vielen kleineren Stämme und Stämmchen erst spät zum Bewußtsein ihrer Einheit gelangt sind; aber darum kann sehr wohl diese Einheit tatsächlich schon vorher bestanden haben. Sie äußerte sich in gemeinsamen Sprach- und Lebensgewohnheiten, die aus gleicher Herkunft erwachsen waren und durch allen Wechsel der Zeiten bewahrt wurden, bis schließlich ihre Träger auf die Gemeinsamkeit dieses Besitzes achteten und aus ihr die Erkenntnis schöpften, daß sie selbst durch ursprüngliche Verwandtschaft verbunden seien.

Die Theorie, daß Äolisch und Ionisch erst in Kleinasien aus einem älteren Mischdialekt sich gesondert haben, würde für die homerische Frage zu einer sehr wichtigen Konsequenz führen. Die Jahrhunderte, in denen das Epos geblüht hat, sind dieselben, in denen jene Aussonderung allmählich erfolgt sein mußte. Demnach hätte man anzunehmen, daß die Dialektmischung im Epos nicht etwas sekundär Gewordenes wäre, sondern eben der Niederschlag jenes ursprünglichen Mischzustandes. Wie stellt sich Wilamowitz zu diesem Gebrauch, der von seiner Lehre gemacht werden könnte? Früher glaubte ich, er würde ihn ablehnen; aber nun scheint er sich selber dazu zu bekennen. Die »äolischen Iliaden« erklärt er für »Phantome« (Ion. Wanderg. S. 61) — mit Recht, wenn damit gesagt sein soll, daß es nicht mehr möglich ist aus unsrer Ilias eine äolische Urilias herzustellen; mit Unrecht, wenn damit die Realität einer rein äolischen Periode des Helden-sanges bestritten werden soll. Und eben dies ist doch wohl die Meinung. »Es dürfte vorschnell gewesen sein, von Gedichten aus »dieser Gegend — Smyrna, Phokäa, Erythrä, Chios — einen reinen

»Dialekt zu fordern« (S. 63): das kann immer noch zweierlei bedeuten. Entweder: das ursprünglich äolische Epos mußte, als es in diese Gegend verpflanzt und in ihr fortgepflanzt wurde, ionische Elemente in sich aufnehmen; oder: die Sprache dieser Gegend, in der sich Äoler und Ionier noch nicht gesondert hatten, war eine noch unentschiedene Mischsprache, und nur in dieser natürlichen Mischsprache konnte hier gedichtet werden. Zu der ersten Auffassung würde der Satz stimmen, der gleich folgt: »es »entspreche den Verhältnissen, daß das Epos sich immer mehr »ionisiert.« Aber die ausführlichere Schilderung des Vorganges, die an einer späteren Stelle derselben Abhandlung gegeben wird, zwingt uns die Worte anders zu verstehen. »Es wird niemals »möglich sein«, so heißt es dort (S. 75), »wirklich zu erkennen, »warum am Ende aus dem Chaos hier eine lykische oder karische »oder griechische Stadt auftaucht, und wenn sie griechisch ist, »warum sie äolisch oder dorisch oder ionisch ist. Natürlich liegt »sehr viel an den Ingredienzen, die sich in ihr zusammengefunden »haben, aber die neue Umgebung, die Nachbarschaft, die Über- »macht der Zentra in Politik und Kultur, wirken nicht weniger. [Gewiß; aber doch nur da, wo ein Zentrum von bestimmtem geistigen Charakter schon gegeben war.] »Wir entnehmen der »Erde die Reste des Hausrates und der Bauten, der bildenden »Künste: da braucht sich gar kein nationaler Unterschied fühlbar »zu machen. Um so stärker tritt er in der Sprache hervor; [Also doch?] »aber da wirkt sofort [Wann?] das literarische Vorbild, »also die Suprematie eines geistesmächtigen Ortes oder Standes »oder Mannes wie Homer aus dem äolisch-ionischen Smyrna, sei »er nun Person oder Typus. Sänger sind es, die das Äolische von »Lesbos zu einer festen Sprache gemacht haben; Denker haben »die ionische Sprache in Milet geformt, und die Sprache und Lite- »ratur zwingt zu übereinstimmendem Reden und Denken; sie »nivelliert, um zu nationalisieren. Die Einheit ist das Endergebnis »des geschichtlichen Prozesses.« — Das ist doch nicht mehr miß- zuverstehen. Der Verfasser gedenkt dann der freilich unverkennbaren Verwandtschaft zwischen Mundarten Asiens und des Mutterlandes, wie Lesbisch — Thessalisch, Kyprisch — Arkadisch, und gibt zu, daß auch diese Verwandtschaft für die Geschichte der Volksstämme verwertet werden müsse, kommt aber von hier nur zu erneuter Betonung seiner Grundansicht: »Darum sind doch die

»Volks- und Sprachindividualitäten Äolisch, Ionisch, Dorisch erst »in Asien entstanden.« Wilamowitz vertritt also wirklich diejenige Folgerung aus seiner Stammtheorie, vor der — in seinem Sinne, wie ich meinte, — in der ersten Auflage dieses Buches gewarnt worden war. Um so mehr war es geboten auf diese Theorie etwas näher einzugehen; da sie nicht bestehen kann, so ist der aus ihr sich ergebenden Ansicht von der Natur des homerischen Dialektes der geschichtliche Boden entzogen.

Aber auch unmittelbar und rein von der sprachlichen Seite betrachtet erscheint diese Ansicht ganz unhaltbar¹⁸⁾. Der ältere Gesamtdialekt, aus dem die beiden Mundarten sich ausgesondert haben sollen, müßte doch im Vergleich zu ihnen etwas Einfaches gewesen sein; er müßte alle die Merkmale enthalten haben, in denen Äolisch und Ionisch übereinstimmen, und daneben an den Stellen, wo beide voneinander abweichen, eine ursprünglichere Gestalt, aus der sich durch Differenzierung das Abweichende entwickelt haben könnte. Überall aber, wo in der Wirklichkeit Äolisch und Ionisch verschmolzen auftreten, da zeigt sich nicht größere Einfachheit, sondern erhöhte Mannigfaltigkeit. Das Arkadische nimmt ja eine mittlere Stellung ein. Und wenn dort alle Verba auf $-\acute{\omega}$, $-\acute{\alpha}\omega$, $-\acute{\omicron}\omega$ nach äolischer Weise in die Analogie der Verba auf $-\mu\iota$ übergegangen sind, der Infinitiv des nichtthematischen aktiven Präsens immer der ionischen Bildung folgt ($\tilde{\eta}\nu\alpha\iota$), so könnte man vielleicht sagen, dies seien zwei Merkmale einer die beiden großen Zweige noch ungespalten darstellenden Vorstufe. Trotzdem sagt das niemand, sondern man sucht die scheinbare Doppelnatur der Mundart aus Verbindungen und Berührungen zu erklären, durch die der arkadische Stamm im Verlaufe seiner Geschichte hindurchgegangen sei¹⁹⁾. Vollends muß so die epische Sprachmischung beurteilt werden, in der die verschiedenen Elemente nicht nach

18) Die folgenden Sätze entnehme ich im wesentlichen meiner Abhandlung »Erfundenes und Überliefertes bei Homer«. NJb. 15 (1905) S. 3.

19) Hinrichs, De Homericæ elocutionis vestigiis Aeolicis (1875) S. 9, nahm an, das Ionische bilde die Grundlage, so daß einzelne äolische (achäische) Bestandteile hinzugekommen wären; nach Otto Hoffmann, Griech. Dial. I (1894) S. 6 ff. 332, war die Reihenfolge umgekehrt. In dem Zusammenhang von Kretschmers Hypothese über die Vorgeschichte der Ionier hat die Hinrichssche Ansicht eine neue Stütze gewonnen (Glotta I S. 26). Vgl. oben S. 180.

irgendwelcher auch nur äußerlichen Regel verteilt sind, sondern jedesmal innerhalb derselben Gruppe die heterogenen Formen nebeneinander stehen: ἔμμεναι und εἶναι, ἀργεννός und φαινός, ταλαύρινος und ἄρρηκτος, ἄμμι und ἡμῖν, λαός und νηός, μάν und μήν. Ein solches Gemenge kann unmöglich den ungespaltenen Zustand eines früheren Gesamtdialektes darstellen; es muß auf unorganischem Wege unter der Einwirkung äußerer Ursachen entstanden sein²⁰⁾. Ja bei ἀπηύρων sahen wir (S. 155) an einem und demselben Worte, wie ein ionischer Dichter eine äolische Form, die er nicht mehr verstand, im Sinne seiner eignen Mundart weiterbildete: hier liegt also die Schichtung unmittelbar zutage.

Es war unerläßlich, alle Möglichkeiten einer anderen Auffassung des Sprachzustandes bei Homer genau zu prüfen, um die Ansicht, zu der wir gelangt waren (S. 178), gegen jeden Zweifel sicher zu stellen. Nachdem das geschehen und das Grundverhältnis klar und, wie ich hoffe, anschaulich erkannt ist, dürfen wir daran gehen, ihm auch auf anderen Gebieten nachzuspüren. Wenn im Epos Schichten übereinander gelagert sind, die ihrer Sprache nach verschiedenen Perioden und Kulturkreisen angehören, so erhebt sich die Frage und läßt sich nicht abweisen: ob Zeugnisse dieses allmählichen Wachstums nicht auch in den Ereignissen und Zuständen erkennbar sind, von denen uns erzählt wird. Die sprachgeschichtliche Analyse fordert selbst, daß sie durch eine vergleichende Betrachtung des Inhaltes der Epen ergänzt und fortgesetzt werde.

20) Zu der Annahme einer ursprünglichen äolisch-ionischen Gemeinsprache bekennt sich auch Drerup, Die Anfänge der hellenischen Kultur: Homer (1903) S. 48. 55—95. 407 f. Er unterscheidet aber hiervon denjenigen äolisch-ionischen Dialekt — die Sprache des Epos —, der sich später im Grenzgebiete beider Stämme an der kleinasiatischen Küste durch Berührung der beiden bereits fixierten Mundarten als ganz junge Mischbildung entwickelt habe und in dem das Ionische dominiere.